**Liökiche**

Eine Studie

von

G. Binder.

G. I. Göfchen'fche Verlagshandlung  
1892.

**«Aerzte**

Eine Studie

von

G. Binder.

Stuttgart

G. I. Göschcn'srhe Verlagshandlung  
1892.

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

Von D. Friedrich Strauß erzählten seine Freunde, daß <lb/>  
er während seiner Studienzeit einmal, in einem sogenannten <lb/>  
„Stiftsaussatz", die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen hatte. <lb/>  
Er that es auch; aber als der Beweis geliefert war, glaubte <lb/>  
er nicht mehr daran. Gewissermaßen ähnlich, nur umgekehrt, <lb/>  
ist es mir ergangen. Ich bin der Sache, Idie ich in diesen <lb/>  
Blättern zu vertreten die Ehre habe, immer günstig gesinnt <lb/>  
gewesen; sie hat mich von jeher beschäftigt. Aber ehe ich daran <lb/>  
ging, mich endgültig mit ihr auseinanderzusetzen, nieinte ich <lb/>  
doch nicht, sie in dem Maße gelten lassen zu können, als nun- <lb/>  
mehr geschehen ist. Die ihr innewohnende Berechtigung hat <lb/>  
mich von selbst dahin geführt. Die Ueberzeugung, daß sie <lb/>  
gut, möglich und notwendig sei, steht mir fest. <lb/>

Was ich darüber geschrieben, ist weder eine gelehrte <lb/>  
Abhandlung noch eine Streitschrift. Wenn ich es eine <lb/>

. Studie nenne, so soll damit zum Teil auch angedeutet wer- <lb/>  
den, daß ich selbst an manchen Punkten mein Urteil erst zu <lb/>  
ordnen hatte; und wenn einiges von Polemik doch mitunter- <lb/>  
läuft, so wird man mir, ich hoffe, ebenso zugestehen, daß ich <lb/>

andererseits meines Amtes sachlich und ohne Voreingenommen- <lb/>  
heit gewaltet habe. <lb/>

Die Exkurse auf speziell medizinisches Gebiet waren un- <lb/>  
vermeidlich; übermäßig behaglich waren sie nicht. Es ist dem <lb/>  
Laien schwer, in dem Streit, der hier beinahe um jede aus- <lb/>  
gesprochene Meinung sich erhebt, auch bei sonst leicht verständ- <lb/>  
lichen Dingen, die eigene Anschauung zu gewinnen. Daß ich <lb/>  
Sorge getragen habe, mir für die meine überall die doppelten <lb/>  
und dreifachen Belege zu sichern, ist deshalb selbstverständlich. <lb/>

An wen die Schrift sich wendet? Zunächst wohl an die, <lb/>  
von denen sie am meisten spricht, an die Frauen. Im übrigen <lb/>  
an alle, denen die darin behandelten Dinge wichtig sind. Was <lb/>  
ich ihr wünsche, läßt sich mit zwei Worten sagen: einsichts- <lb/>  
volle Freunde und anständige Gegner. <lb/>

Stuttgart im März 1892. <lb/>

S. Linder. <lb/>

I.

Die Frauenfrage! Mancher hält sich die Ohren zu, wenn <lb/>  
er nur das Wort vernimmt. Mancher und Manche. Denn <lb/>  
auch die Frauen selbst pflegen zum guten Teil wenig erbaut <lb/>  
auszusehen, wenn in ihrer Gegenwart das Vorhandensein <lb/>  
des großen Problems auch nur festgestellt, oder gar eine Er- <lb/>  
örterung darüber eingeleitet wird. Es hat so unbehagliche <lb/>  
Hintergründe. Man weiß nie, was alles dabei zur Sprache <lb/>  
und zur Rüge kommen kann: verkehrte Kindererziehung und <lb/>  
unhäusliches Leben, Mangel an höheren Interessen und ober- <lb/>  
flächliche Halbbildung, wobei den Wahrheitsliebenderen doch <lb/>  
je und je ein Griff in den eigenen Busen nicht erspart bleibt. <lb/>  
Dazu jene unliebsamen Statistika von der Ueberzahl des <lb/>  
weiblichen Geschlechts, und von der wachsenden Unlust der <lb/>  
jungen Männer, die Pflichten des ehelichen Standes auf sich <lb/>  
zu nehmen, die einem unter allen möglichen Formen ohnehin <lb/>   
bis zum Ueberdruß aufgetischt werden. Auch der Blick auf die <lb/>  
mancherlei sorgenvollen, hilflosen und überlasteten Existenzen, ohne <lb/>  
den es dabei nicht abgeht, die daraus entspringenden Mahnungen <lb/>  
an die solidarische Haftbarkeit des Einzelnen für die Gebrechen <lb/>  
der Gesamtheit, so schattenhaft sie durchs Bewußtsein gleiten mögen <lb/>,  
sind störsam. Da ist es schon bequemer, die Sache entweder ganz <lb/>  
abzuleugnen oder doch so viel als möglich daran vorbei zu sehen. <lb/>  
Nur hat es dem Vogel Strauß noch nie etwas genützt, wenn <lb/>  
er vor einer drohenden Gefahr den Kopf in den Busch steckte, <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. 1und so müssen auch diese Fanatiker der Ungeschorenheit aus <lb/>  
beiderlei Geschlecht es sich gefallen lassen, daß ihnen die <lb/>  
leidige Frage eben immer wieder und immer näher auf den <lb/>  
Leib rückt. <lb/>

Das Vorhandensein einer sozialen Frage überhaupt giebt <lb/>  
jedermann zu. Man mag die in ihr liegende Gefahr für die <lb/>  
Gesellschaft hoch oder nieder werten, sie selbst stellt niemand <lb/>  
mehr in Abrede. Und wer sich eingehend mit ihr beschäftigt, <lb/>  
hat auch denjenigen ihrer integrierenden Teile, der unter dem <lb/>  
Namen „Frauenfrage" läuft, in den Kreis seiner Erwägungen <lb/>  
zu ziehen. Wer aber dieses ernsthaft thut, den läßt sie nicht <lb/>  
mehr los, bis er sich, so oder so, mit ihr abgefunden. Und <lb/>  
da geschieht es denn nun vielfach, daß aus den Gegnern die <lb/>  
Verbündeten, aus den Verfolgern die Apostel werden, denn <lb/>  
wen die Sache einmal gefaßt hat, dem ist ein Keil ins Ge- <lb/>  
wissen getrieben, der ihn am Ende zwingt, auf irgend eine <lb/>  
Weise Zeugnis abzulegen. <lb/>

So haben sich auch die Schriften, die von der Frauen- <lb/>  
frage handeln, in den letzten Jahren außerordentlich vermehrt. <lb/>  
In Tages- und Monatsblättern, in Brochüren und Büchern, <lb/>  
mit scharfen und stumpfen Waffen wird für und gegen die- <lb/>  
selbe gestritten und gekämpft. Die Sozialisten voran, wie <lb/>  
sie ja, um ihrer sonstigen Absichten und Prinzipien willen, <lb/>  
vorderhand nicht anders können; von den Andersgläubigen <lb/>  
aber beteiligen sich Juristen und Nationalökonomen, Philologen, <lb/>  
Mediziner und Philosophen und nicht zuletzt ein stattliches <lb/>  
Aufgebot der Frauen selbst an dem Turnier. Und wie ge- <lb/>  
sagt, die Zahl der Widersacher schwindet, die Zahl der Freunde <lb/>  
wächst. Aber noch bilden die letzteren die Minderheit, und im <lb/>  
Lager der ersteren stehen die maßgebenden Persönlichkeiten. <lb/>  
So sind auch die thatsächlichen Erfolge bis jetzt geringe ge- <lb/>  
blieben. Immerhin aber ist zur Stunde ein frischer Zug und <lb/>  
Schwung in der Sache, die Vorkämpfer und Hauptinteressenten <lb/>  
fühlen sich trotz feindseliger Parlamentsbeschlüsse und schein- <lb/>barer Niederlagen ungebeugt und bei guter Laune, und Einiges <lb/>  
ist doch erreicht. <lb/>

Was die Frauen — es sind in dieser Schrift jederzeit <lb/>  
vor allem die deutschen Frauen gemeint — in den Kampf <lb/>  
getrieben hat, was sie zwingt, zwanzigmal geschlagen, sich auch <lb/>  
zum einundzwanzigstenmal wieder zu stellen, ist in erster Linie <lb/>  
weder der Vorwitz noch die Begeisterung, sondern einfach die <lb/>  
Not. Und zwar in den höheren Schichten der Bevölkerung, <lb/>  
um die es sich hier ebenfalls vorwiegend handelt, eine Not <lb/>  
wirtschaftlichen und geistigen Ursprungs zu gleichen Hälften. <lb/>  
In den arbeitenden Klassen teilt die Frau Arbeitsgebiet, Er- <lb/>  
werbsrecht und Erwerbspflicht fast ungeschmälert mit dem <lb/>  
Mann; zu ungeschmälert, denn hieraus eben erwächst ihr der <lb/>  
Schaden für sich selbst, für Haus und Familie, denen sie zu <lb/>  
wenig Rechnung tragen kann. Dafür aber ist in jenen Schichten <lb/>  
ein nennenswerter Unterschied an Schulung, Bildung und <lb/>  
Lebensgeschicklichkeit zwischen den Geschlechtern gewöhnlich nicht <lb/>  
zu finden, höchstens zuweilen eine gewisse Ueberlegenheit in <lb/>  
diesen Dingen auf feiten des weiblichen Teiles. <lb/>

Anders dagegen in den obern Schichten der Bevölkerung, <lb/>  
im sogenannten höhern Mittelstand. Schulung und Bildung <lb/>  
der beiden Geschlechter in getrennten, und zwar nach Art und <lb/>  
Ziel völlig getrennten Bahnen laufend, die Frau thatsächlich <lb/>  
und von rechtswegen ausgeschlossen von beinahe allen Arbeits- <lb/>  
 und Erwerbsgebieten, bloß weil der Mann sie inne hat, fehler- <lb/>  
haft entwickelt darum an Thatkraft und Lebensgeschicklichkeit, <lb/>  
nach jeder Richtung verhindert, sich auf die eigenen Füße zu <lb/>  
stellen, und doch hierzu durch die Gesamtheit der Verhält- <lb/>   
nisse, namentlich auch die fortschreitende Verarmung der bessern <lb/>  
Klassen, so häufig und so dringend verpflichtet. Daß ein <lb/>  
solcher Zuschnitt der Dinge brennenden Notstand im Gefolge <lb/>  
führen muß, ist zu oft schon gesagt und zu selbstverständlich, <lb/>  
als daß hierüber ein weiteres Wort zu verlieren wäre, und <lb/>  
daß dieser Notstand in der gebildeten Schichte der Bevölkerung, <lb/>

auf dem Boden der doch geschulteren Erkenntnis sehr schwer <lb/>  
empfunden wird, die Abhilfe hier eine dringend notwendige <lb/>  
genannt werden muß, liegt am Tage. Aber woher dieselbe <lb/>  
nehmen? Was soll die Frau der gebildeten Stände thun, <lb/>  
um eine ihren Fähigkeiten angemessene und auskömmliche <lb/>  
Lebensstellung zu erlangen? „Heiraten", sagt einer. Gewiß <lb/>  
soll sie das. Auch thut sie es ganz gern und läßt sich unter <lb/>  
halbwegs günstigen Umständen meist dazu bereit finden. Aber <lb/>  
— und damit haben wir nun doch den Punkt erreicht, den <lb/>  
man so ungern berührt sieht — wo sind die Männer? Und <lb/>  
da hilft denn weiter nichts, es muß auch diesmal konstatiert <lb/>  
werden: wir haben ihrer etliche Millionen zu wenig in deutschen <lb/>  
Landen. <lb/>

Der Ueberschuß an Frauen beträgt in Deutschland zur <lb/>  
Stunde ungefähr eine Million. Das hat bei der gegenwärtigen <lb/>  
Gesamtzahl der Bevölkerung und den herrschenden Lebens- <lb/>  
gewohnheiten zur Folge, daß etwa dreieinhalb bis fünf Mil- <lb/>  
lionen Personen weiblichen Geschlechtes unverheiratet bleiben <lb/>  
müssen. Sechzehn Prozent aller Frauen, sagt Bebel in seinem <lb/>  
Buch „die Frau und der Sozialismus"; zwanzig Prozent <lb/>  
haben „die Grenzboten" schon im Jahr 1889 herausgerechnet <lb/>.  
Die Wahrheit mag zwischen inne liegen; es wäre aber auch <lb/>  
an den sechzehn Prozent Bebels übergenug. Denn für die <lb/>  
besseren Stände, wo nachgewiesenermaßen viel weniger ge- <lb/>  
heiratet wird als unten, stellen sich die Verhältnisse noch weit <lb/>  
ungünstiger, und ohne Uebertreibung darf angenommen werden, <lb/>  
daß hier mindestens fünfundzwanzig Prozent der Frauen un- <lb/>  
verheiratet bleiben. Unverheiratet und, da die Gebildeten <lb/>  
mehr und mehr zugleich die Besitzlosen werden, meistens auch <lb/>  
unversorgt. <lb/>

Man hat nun allerhand ersinnen wollen, um diese Zahlen <lb/>  
einigermaßen einzudämmen. Wunderliche Dinge zum Teil. <lb/>  
Dem Staat wird die Zumutung gestellt, die Eheschließungen <lb/>  
im allgemeinen mehr zu erleichtern und zu begünstigen als bis <lb/>

jetzt geschehen, oder auf das stetig wachsende Junggesellentum, <lb/>  
namentlich in den besseren Berufskreisen, in irgend einer Art, <lb/>  
durch erhöhte Steuern und dergleichen einen Druck auszuüben rc. <lb/>  
Doch ist sonnenklar, daß der Nutzen solcher Maßregeln fast <lb/>  
völlig illusorisch bleiben müßte. Irgend welche nennenswert <lb/>  
größere Erleichterung der Eheschließungen würde nur dem <lb/>  
drohenden Gespenst der Uebervölkerung das Thor noch weiter <lb/>  
öffnen, als es ohnehin schon offen steht, und damit natur- <lb/>  
gemäß der Zahl der zu versorgenden Töchter sofort zu einem <lb/>  
wenig erfreulichen Wachstum verhelfen. Die Junggesellen- <lb/>  
steuer aber, wenn man nicht soviel Pathos aufwenden will, <lb/>  
um gegen eine derartige zwangsweise Förderung der Familien- <lb/>  
gründung recht erlaubte sittliche Bedenken vorzubringen, ist <lb/>  
doch wohl einfach in die Klassenordnung der nationalökono- <lb/>  
mischen Späße zu verweisen. Es bliebe gewiß mehr als <lb/>  
fraglich, ob auch nur ein Einzelner durch eine jährliche Ab- <lb/>  
gabe von hundert oder zweihundert Mark in die Arme einer <lb/>  
Gattin zu treiben wäre, die ihn vielleicht zweitausend <lb/>  
kostet. Und dann, nach welchen Grundsätzen würde eine solche <lb/>  
Steuer zu verhängen sein? Einfach über jeden Fünfund- <lb/>  
dreißigjährigen z. B., der nicht Witwer ist und den Nachweis <lb/>  
einer ihm rechtmäßig angetrauten Gattin nicht zu erbringen <lb/>  
vermag? Wie aber, wenn er nun dafür gar nicht verant- <lb/>  
wortlich gemacht werden könnte? „Wenn seine Liebe, tugend- <lb/>  
haft gesinnt, Vermählung" gewünscht hätte und seine Wünsche <lb/>  
nur daran gescheitert wären, daß die in Frage stehenden weib- <lb/>  
lichen Geschöpfe just anderer Meinung waren, mit kurzen: <lb/>  
Wort, wenn ein oder zwei Körbe sich in seinem Besitz vor- <lb/>  
fänden? Denn es laufen auch solche Käuze in der Welt <lb/>  
herum. Nein, man lasse die Junggesellen in Frieden. Wenn <lb/>  
einer nicht heiratet oder nicht heiraten will, wird er seine <lb/>  
guten Gründe dafür haben, auch wenn er sie nicht jedem <lb/>  
Neugierigen erzählt. Und nicht zu wollen gehört zu seinen <lb/>  
Menschenrechten. Gesetz und Sitte gewährleisten ja auch der- <lb/>

malen dem Weibe noch das Recht, auf eine Werbung, je nach <lb/>  
Befund der Dinge, ja oder nein zu sagen. <lb/>

Es hilft uns also weder die Beförderung der Eheschlie- <lb/>  
ßungen, noch die Besteuerung der Junggesellen durch den <lb/>  
Staat heraus aus dem Gestrüpp der deutschen Frauensrage. <lb/>  
Denn selbst wenn alle dem Alter nach heiratsfähigen Männer <lb/>  
zur Ehe schritten, würde dadurch keineswegs vollständige Ab- <lb/>  
hilfe geschafft. Abgesehen davon, daß durchaus nicht jeder <lb/>  
Mann zugleich die wirkliche Versorgung bedeutet, wäre ja <lb/>  
auch dann noch immer eine sehr große Zahl von Frauen <lb/>  
übrig. Die Frauensrage deckt sich aber, wie schon oben an- <lb/>  
gedeutet, überhaupt nur zur Hälfte mit der Heiratsfrage und <lb/>  
würde auf alle Fälle nur zur Hälfte durch sie gelöst. <lb/>

Die Frau von heutzutage ist immerhin ein anderes Ge- <lb/>  
schöpf, als die vor fünfzig, ja noch vor fünfundzwanzig Jahren <lb/>  
und denkt über die Angelegenheiten ihres eigenen Geschlechtes <lb/>  
reiflicher nach. Unsere heiratsfähigen Mädchen haben bereits <lb/>  
recht klar begriffen — es wird ihnen freilich auch von allen <lb/>  
Seiten zugewinkt und zugeschrieen —, daß in dem Wett- <lb/>  
bewerb, zu dem ihre Ueberzahl sie verurteilt, ein gutes Viertel <lb/>  
leer ausgehen muß. Die Begüterten unter ihnen bringen <lb/>  
frühzeitig in Erfahrung, daß Ehemänner käuflich zu haben sind, <lb/>  
und verlassen sich samt ihren Eltern meist auf diese That- <lb/>  
sache; die Schönen und Begabten auf ihre Reize und ihre <lb/>  
Liebenswürdigkeit; der Rest auf sein gutes Glück, in der <lb/>  
Stille vielleicht auch darauf, daß der Heiratsmarkt, wie alle <lb/>  
andern Märkte, neben den größeren auch die kleineren <lb/>  
Bieter anzieht, und daß diese ebenfalls berücksichtigt werden <lb/>  
können. <lb/>

Diesen weltklugen Evastöchtern gegenüber stehen aber <lb/>  
auch anders Gesinnte. Eine Minderheit, doch ist sie zur Zeit <lb/>  
schon beträchtlich genug und wächst mit jedem Tag, an dem <lb/>  
unsere sozialen Zustände sich des weiteren verwickeln. Zunächst <lb/>  
rekrutiert sie sich aus denen, die schon durch die Verhältnisse <lb/>zum ernsteren Lebenskampf bestimmt sind, aber doch nicht, wie <lb/>  
die Spötter vielleicht meinen, bloß aus den Häßlichen und <lb/>  
Armen; Schönheit und Unabhängigkeit sind gleichfalls in ihren <lb/>  
Reihen vertreten und vor allem die Intelligenz. <lb/>

Diese Minderheit weiß so gut als alle übrigen, daß die <lb/>  
Teilung des Lebendigen, wie sie in den Geschlechtern sich dar- <lb/>  
stellt, kein inhaltsloser Witz des Weltgeistes ist, und daß die <lb/>  
vollgerüttelte Hälfte, mit der das Weib an der Fortpflanzung <lb/>  
des Menschengeschlechts sich beteiligt, auch die Hälfte seiner <lb/>  
geschichtlichen Ausgabe bildet. Daneben aber sieht jede sich, <lb/>  
durch ihre Zugehörigkeit zur Menschheit im allgemeinen, im <lb/>  
Besitz einer Individualität, deren Pflichten sie willig über- <lb/>  
nimmt, aus deren Vorhandensein sie jedoch ebenso das Recht <lb/>  
herleitet, sich gegebenen Falles auf die Höhe der eigenen Per- <lb/>  
sönlichkeit zu stellen. Für diese Frauen handelt es sich <lb/>  
keineswegs allein darum, daß jeder Grete ihr Hans geschafft <lb/>  
werde, oder gar, wie im famosen Bebel'schen Zukunftsstaat, <lb/>  
wechselnde Hänse je nach beiderseitigem Belieben, und die <lb/>  
Teilnahme an dem großen Konkurs, in den sie ihre leicht- <lb/>  
blütigeren Schwestern ungescheut eintreten sehen, ist ihnen <lb/>  
früh entleidet. Sie wenden sich davon ab, nehmen, oft in be- <lb/>  
wundernswerter Einfachheit, ihr Empfindungsleben in gelafsene <lb/>  
Zucht und sehen sich um, was es auf der Welt etwa sonst <lb/>  
für sie zu thun -gäbe. <lb/>

Da ist nun aber wenig Ermutigendes zu schauen. Die <lb/>  
meisten Berufskreise verschlossen, die zugänglichen alle übersetzt, <lb/>  
der innerhalb derselben gebotene Erwerb oft mehr als kümmer- <lb/>  
lich. Und beinahe nirgends, auch auf den gestatteten Arbeits- <lb/>  
gebieten, einige Künste ausgenommen, die Möglichkeit gründ- <lb/>  
licher Ausbildung. Die Selbstbewußteren unter jener Schar <lb/>  
wissen und glauben aber ganz fest, daß sie und viele ihrer <lb/>  
Geschlechtsgenossinnen wohl fähig wären, bei entsprechendem <lb/>  
Bildungsgang auch in einigen bisher unzugänglichen Regionen <lb/>  
Ersprießliches zu leisten, für ihren innern Menschen dadurch <lb/>

die ersehnte intellektuelle Durchbildung zu gewinnen und zu- <lb/>  
gleich ihre äußere Lage in würdiger Weise sicher zu stellen. <lb/>

Zwei Berufszweige find es, die sie dabei vor allem im <lb/>  
Auge haben: den weiblichen Lehrer für unsere Mädchenjugend <lb/>  
und den weiblichen Arzt. <lb/>

Der weibliche Lehrer, sollte man freilich glauben, sei schon <lb/>  
sattsam vertreten in der Welt und brauche nicht erst geschaffen zu <lb/>  
werden. Gewiß; aber die urteilskräftigen unter den Frauen <lb/>   
meinen, daß das Erziehungswesen ihres Geschlechtes im ganzen <lb/>  
noch weitgehender Verbesserungen bedürftig sei, und erachten <lb/>  
sich selbst für befähigt und befugt, nach und nach viel mehr <lb/>  
davon in die eigenen Hände zu bekommen, als ihnen bislang <lb/>  
zugestanden wurde. Dazu wäre manches erforderlich, was <lb/>  
man bei uns wenigstens zur Stunde noch nicht kennt, vor <lb/>  
allem, und zwar gleich in recht zahlreichen Exemplaren, die <lb/>  
akademisch gebildete Lehrerin. <lb/>

Man hat ja, da die Not auf diesem Gebiet einfach zum <lb/>  
Himmel schrie und die Zustände schlechterdings unhaltbar ge- <lb/>  
worden waren, der Mädchenerziehung in den letzten Jahr- <lb/>  
zehnten etwas mehr Aufmerksamkeit zugewendet als früher <lb/>  
und man hat zu diesem Zweck, und um zugleich einem Teil <lb/>  
der Frauen aus den besseren Ständen zu gedeihlicherem Fort- <lb/>  
kommen zu verhelfen, auch den Lehrerinnenstand geistig und <lb/>  
materiell zu heben gesucht. An verschiedenen Orten des <lb/>  
deutschen Reiches sind höhere Lehrerinnenseminare gegründet <lb/>  
worden; meist aus Staatsmitteln. Einzelne derselben haben <lb/>  
ziemlich bedeutende Stipendien zu verleihen und thun dies in <lb/>  
liberaler Weise. Die Lehrkurse sind oder waren bis jetzt ge- <lb/>  
wöhnlich zweijährig, die Unterrichtsfächer zahllos (19—22), <lb/>  
die 16—18jährigen Mädchen sitzen bis zu acht Stunden täg- <lb/>  
lich auf der Schulbank. Der Unterricht in Geschichte, Litteratur- <lb/>  
geschichte rc. rc. wird, vermutlich um Zeit zu sparen, vielfach <lb/>  
diktando erteilt, das letzte der vier Semester verfällt nerven- <lb/>  
zerfaserndem Examensdrill. Was dabei herauskommen kann, <lb/>liegt für den Einsichtsfähigen auf der Hand. Ein bißchen <lb/>  
Gedächtniskram, der obendrein bei den wenigsten ordentlich <lb/>  
festsitzt; von wirklicher, namentlich selbständiger Vertiefung <lb/>  
auch nur in einzelne Wissensgegenstände, oder einer Ver- <lb/>  
knüpfung derselben untereinander, von einem nennenswerten <lb/>  
Niederschlag allgemeiner Bildung, wie er gerade für die Er- <lb/>  
zieher der weiblichen Jugend so durchaus gefordert werden <lb/>  
müßte, keine oder nur geringe Spuren. Die Intelligenten <lb/>  
unter den also Vorgebildeten nehmen im guten Fall das volle <lb/>  
Verständnis besten mit sich fort, was ihnen fehlt, und sind <lb/>  
sie flügelstark, so gelingt es ihnen bisweilen in der Praxis, <lb/>  
und unter manchmal namenlosen Anstrengungen, das Ver- <lb/>  
säumte nachzuholen; die minder Veranlagten verlassen die <lb/>  
Bildungsstätte oft bloß stumpfgelernt und begnügen sich damit, <lb/>  
den Samen, der bei ihnen selbst nicht in Halme und Aehren <lb/>  
schießen konnte, ebenso keimunfähig weiter zu streuen. Trotz- <lb/>  
dem muß man für das Gebotene noch dankbar sein. Es <lb/>  
liegt darin wenigstens etwas vom Anerkennen einer Pflicht <lb/>  
durch Staat und Gesellschaft, der auf sich selbst angewiesenen <lb/>  
Frau ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen, möglicher- <lb/>  
weise ja auch eine Garantie, daß aus dem vorderhand noch <lb/>  
Mangelhaften mit der wachsenden Erkenntnis sich ein Voll- <lb/>  
kommeneres entwickle. <lb/>

Der weibliche Arzt hat noch nicht einmal so viel Erfolg <lb/>  
aufzuweisen. Und doch gilt gerade er bei seinen Befür- <lb/>  
wortern für eine doppelte und dreifache Notwendigkeit. Aber <lb/>  
Petition um Petition in seiner Sache wird abschlägig be- <lb/>  
schieden; die armen Petenten werden vom Reichstag an die <lb/>  
Landtage, von den Landtagen zurück an den Reichstag ver- <lb/>  
wiesen. Die Gründe, mit denen dies geschieht, für stichhaltige <lb/>  
zu erklären, giebt niemand sich die Mühe. Wozu auch? Man <lb/>  
will eben nicht. Doch hat man im letzten Jahr die Frage <lb/>  
wenigstens auf die betreffenden Tagesordnungen gesetzt und <lb/>  
darüber verhandelt: Freund und Feind, ein glorreiches Fähn- <lb/>

lein Ruhmvoller ausgenommen, in einmütiger Abgedroschen- <lb/>  
heit. Einzelne Kammern^) haben sie ihren Regierungen sogar <lb/>  
zur „Kenntnisnahme" und zur „Erwägung" übergeben. Das <lb/>  
bedeutet immerhin ein Zugeständnis. Und das ist gut. <lb/>  
Denn von der Forderung des weiblichen Arztes für ihr eigenes <lb/>  
Geschlecht endgültig wieder abzustehen, halten die Frauen selbst <lb/>  
sich nicht mehr für berechtigt. <lb/>

0 Nach einer während des Druckes eingegangenen Nachricht <lb/>  
gehört zu diesen nunmehr auch das preuß. Abg.-Haus. <lb/>

Vor fünfundzwanzig oder zwanzig Jahren noch, wenn <lb/>  
jemand sich unterstand, die herrschende Mädchenerziehung miß <lb/>-  
fällig zu begutachten, etwa die Vermutung auszusprechen, daß <lb/>  
bei vernünftigerer Behandlung mit dem vorhandenen Material <lb/>  
doch etwas mehr erreicht werden könnte, oder zu der staats- <lb/>  
umwälzenden Andeutung sich zu versteigen, es wäre am Ende <lb/>  
empfehlenswert, die Mädchen nach denselben Grundsätzen zu <lb/>  
schulen und zu erziehen wie die Buben, wenn dieser Jemand <lb/>  
vollends ein unglückseliges weibliches Wesen war, wurde er <lb/>  
sofort niedergemacht mit dem Triumph- und Hohngeschrei: <lb/>

„Dazu sind die Weiber vollkommen ungeeignet, weil ihr <lb/>  
Hirngewicht durchschnittlich geringer ist als das des Mannes!" <lb/>

Bescheidene Einwände wie die, daß, wenn auch das Ge- <lb/>  
schlecht inferior genannt werden müsse, die gleiche Behauptung <lb/>  
doch nicht von allen einzelnen Gliedern desselben aufgestellt <lb/>  
zu werden brauche; daß nicht viel bewiesen sei, wenn nicht <lb/>  
der Beweis geliefert werde, der dümmste Mann sei immer <lb/>  
noch gescheiter als die gescheiteste Frau, und daß demgemäß <lb/>  
vielleicht zu raten wäre, einmal wenigstens mit dem begabten <lb/>  
Weibe den Versuch der bessern Ausbildung zu machen, wurden <lb/>  
entweder als Thorheit verlacht oder als ungehörige Anmaßung <lb/>  
verurteilt. <lb/>

Es war damals die Zeit, in der die Zulassung der Frauen <lb/>  
zu den Hochschulen von Edinburgh, Petersburg und Zürich als <lb/>

eine neue Sache die Gemüter bewegte. Die Frage über das <lb/>  
Universitätsstudium der Frauen, namentlich über das der <lb/>  
Medizin, welches überall zunächst in Betracht kam, wurde in- <lb/>  
folge dessen vielfach untersucht. Als einer ihrer grimmigsten <lb/>  
Berneiner that sich der Münchner Anatom und Physiologe <lb/>  
Professor Bischofs') hervor. Er.war es, der den Satz formu- <lb/>  
lierte: „Es fehlt dem weiblichen Geschlecht nach göttlicher <lb/>  
und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege <lb/>  
und Ausübung der Wissenschaften, vor allem der Naturwissen- <lb/>  
schaften und der Medizin," und ihn begründete mit der Lehre <lb/>  
von dem angeblich geringern Hirngewicht des Weibes und der <lb/>  
daraus zu folgernden geistigen Minderwertigkeit des Geschlechts. <lb/>  
Ferner deutete er darauf hin, daß das Weib nicht etwa darum <lb/>  
dem Mann unterliege, weil es körperlich schwächer sei. Der <lb/>  
Geist habe noch immer den Sieg über den Körper herbeigeführt. <lb/>  
Wären die Weiber im Besitz der größeren Geisteskräfte, so <lb/>  
hätten sie die Männer längst noch mehr zu ihren Sklaven ge- <lb/>  
macht, als dies so schon auf allen Gebieten des Lebens <lb/>  
in offener oder versteckter Weise der Fall sei, mit <lb/>  
Ausnahme der Wissenschaften. <lb/>

Natürlich fand solche Weisheit Anhänger genug. Ihre <lb/>  
feierlichsten Deklamatoren waren gewöhnlich die, die ihr Leben- <lb/>  
lang mit Physiologie und allem, was drum und dran hängt, <lb/>  
nie etwas zu schaffen gehabt hatten und darum auch gar nicht <lb/>  
imstande waren, die Bischoff'schen Behauptungen aus ihre Be- <lb/>  
weiskraft zu prüfen. Daß er selbst bei Begründung seiner <lb/>  
Sätze sonderbarerweise gar keinen Wert darauf legte erstens, <lb/>  
daß es Tiere giebt, deren Gehirn um zwei Drittel schwerer <lb/>  
wiegt als jedes Männergehirn, und zweitens, daß das relative <lb/>  
Hirngewicht, d. h. das Hirngewicht im Verhältnis zum Körper- <lb/>  
gewicht zu Gunsten der Frau sich verhält, genierte vorderhand <lb/>  
nur wenige. Die dünkelhafte Anmaßung der Weiber schien <lb/>

') Gest, in München 5. Dezember I882, 73 I. a. <lb/>wieder einmal gründlich aä adsuräum geführt und darüber <lb/>  
war Freude auf allen Gassen. <lb/>

Nur dauerte sie nicht lange. Zunächst rief die Sache <lb/>  
zwischen Bischoff als Gegner und den Professoren Boehmert <lb/>  
und Hermann in Zürich als Anwälten der Frauen eine Kontro- <lb/>  
verse hervor, die von beiden Seiten mit ziemlicher Schärfe ge- <lb/>  
führt wurde; sodann erklärte schon im Herbst 1872 der da- <lb/>  
malige Rektor der Universität Wien, Professor vi. Späth, <lb/>  
in seiner Inauguralrede, welche das akademische resp, medi- <lb/>  
zinische Studium der Frauen zum Gegenstand hatte, und trotz- <lb/>  
dem er, aus andern Gründen, gegen dasselbe auftrat, sich <lb/>  
keineswegs für einverstanden mit den Behauptungen des unver- <lb/>  
bindlichen Münchner Physiologen; und zuletzt machte im Jahr <lb/>  
1883 Professor Carl Bernhard Brühl in Wien den betreffen- <lb/>  
den Lehrsätzen der Bischoff'schen Schule und ihrer fadenscheini- <lb/>  
gen Beweisführung endgültig den Garaus. <lb/>

In einer eingehenden Studie i), gestützt auf langjährige <lb/>  
Forschung, lieferte der berühmte Anatom den Nachweis, daß <lb/>  
die Lehre Bischoffs von der Gehirnbeschaffenheit des Weibes, <lb/>  
samt den daraus gezogenen Schlüssen, vollständig unhaltbar <lb/>  
und unverläßlich, und daß die Frau vermöge der Konstruktion <lb/>  
ihres Gehirns zu wissenschaftlicher Arbeit nicht weniger befugt <lb/>  
sei als der Mann. Er vertrat darin sogar die Ueberzeugung, <lb/>  
daß eine entsprechende Behandlung des weiblichen Gehirns <lb/>  
durch Erziehung, Unterricht, Einführung das Selbstvertrauen <lb/>  
stärkender sozialer Verhältnisse und ähnliches, und durch eine <lb/>  
hiermit auch naturhistorisch gegebene Weiterentwicklung der <lb/>  
weiblichen Gehirnzellen, speziell ihres Großhirns, zeigen werde, <lb/>  
auch in der Neuzeit schon genügend gezeigt habe, daß das <lb/>  
weibliche Gehirn ganz ungemein leistungsfähig sei, ja in man- <lb/>  
chen Leistungsbeziehungen sogar jenes des Mannes übertreffe. <lb/>

i) „Frauenhirn, Frauenseele, Frauenrecht". Internationale <lb/>  
Revue. Leipzig und Wien. Januarheft 1883. <lb/>

Auch war er der Ansicht, daß es, wegen des ungeheuren Ein- <lb/>  
flusses, den die Menschenmütter organisch auf das von ihnen <lb/>   
allein zur Reife gebrachte Menschengeschlecht laut sicherer <lb/>  
„natürlicher Anordnung" nehmen müssen, viel wissenschaft- <lb/>  
licher und näher liegend sei, die größte Entwicklungsfähigkeit <lb/>  
des Frauenhirns als Absicht der Natur anzunehmen, als das <lb/>  
Gegenteil. Ja, er erklärte diese Annahme, im Angesicht der <lb/>  
heutigen Kenntnisse über die Entwicklungsgeschichte der Lebe- <lb/>  
wesen, geradezu für ein wissenschaftliches Postulat. <lb/>

Seit diesen Ausführungen Brühls sind acht Jahre ver- <lb/>  
gangen und auch der verbissenste Gehirnwäger ist stumm ge- <lb/>  
worden. Dafür kamen die Gegner des Frauenstudiums nun- <lb/>  
mehr mit einem Scheitellappen herangezogen, der beim Manne <lb/>  
angeblich stärker oder anders gefurcht sein soll als beim Weibe, <lb/>  
und stellten sich als glaubten sie, daß hierdurch das männliche <lb/>  
Gehirn vor dem weiblichen etwas voraus hake. Hat doch <lb/>  
sogar Professor Waldeyer in seiner bekannten, historisch und <lb/>  
logisch gleich wundersamen Rede über „das Studium der Medi- <lb/>  
zin und die Frauen" ^) nicht verschmäht, dieses Argument, mit <lb/>  
großer Vorsicht allerdings, was die daraus zu ziehenden Fol- <lb/>  
gerungen auf eine etwaige Unterordnung der Frau in geistiger <lb/>  
Beziehung anbelangt, seinem damaligen Auditorium wenigstens <lb/>  
zu Gehör zu bringen. <lb/>

Aber auch der gefurchte Scheitellappen thut's zur Stunde <lb/>  
nicht mehr. Was heute auf wissenschaftliche Erkenntnis nach <lb/>  
dieser Richtung Anspruch machen kann, vertritt den Stand- <lb/>  
punkt, daß der geschlechtliche Unterschied in dem anatomischen <lb/>  
Bau des Gehirns keinen Schluß zulasse auf eine verschiedene <lb/>  
physiologische Thätigkeit desselben, daß die geistige Jnferiori- <lb/>  
tät des Weibes aus dem Bau und der Funktion des Gehirns <lb/>  
nach unserem dermaligen Wissen nicht bewiesen werden könne, <lb/>

1. Tageblatt der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und <lb/>  
   Aerzte in Köln 18—23. Sept. 1888. <lb/>

und daß der Frau die Fähigkeit zugestanden werden müsse, <lb/>  
sich ein volles Maß aller der Kenntnisse anzueignen, welche <lb/>  
für die Ausübung der Hähern männlichen Berufe, selbst der <lb/>  
gelehrten, notwendig sind\*). <lb/>

Auch die Philosophen als diejenigen, die den einzelnen <lb/>  
Forschungsgebieten das Facit ihrer Errungenschaften zu ziehen <lb/>  
haben für den geistigen Besitz der Gesamtheit, kommen von <lb/>  
allen Seiten zu demselben Resultat. <lb/>

Professor Theobald Ziegler in Straßburg z. B. bejaht <lb/>  
die Frage nach dem geistigen Unterschied zwischen Mann und <lb/>  
Weib unbedingt-). Die Differenz ist ihm eine totale, d. h. <lb/>  
entsprechend der durch den anatomischen Bau des Körpers und <lb/>  
seiner Organe bedingten Verschiedenartigkeit der physiologischen <lb/>  
Funktionen durchzieht die Geschlechtsdifferenz vom Gefühls- <lb/>  
leben aus sämtliche Aeußerungen des menschlichen Geistes- <lb/>  
lebens, giebt jeder einzelnen derselben eine andere männliche <lb/>  
oder weibliche Klangfarbe oder Nüancierung, eine Art Lokal- <lb/>  
zeichen oder wie man es sonst heißen will. Aber diese totale <lb/>  
Differenz ist darum doch keine erhebliche, die Gemeinsamkeit <lb/>  
jedenfalls größer. In den obern Schichten unsres Volkes, <lb/>   
wo die beiden Geschlechter in ganz verschiedener Weise erzogen <lb/>  
werden, Mann und Weib beinahe kein gemeinsames Arbeits- <lb/>  
gebiet haben, erscheint jene Differenz nach und nach in ge- <lb/>  
radezu schädlicher Weise künstlich erweitert und gespannt. Daß <lb/>  
aber an der Verkleinerung dieser künstlich erweiterten Kluft <lb/>  
zwischen dem gebildeten Mann und der gebildeten Frau mit <lb/>  
allem Eifer gearbeitet werde, erklärt Ziegler aus ernst er- <lb/>  
wogenen Gründen nicht nur für eine soziale, sondern für eine <lb/>

1. Kaiser, Ueber die Zulassung der Frauen zu den Hähern <lb/>  
   Berufsformen des Mannes. Beil, zur Allg. Zt. 18. Febr. 1891, <lb/>  
   Nr. 49. <lb/>
2. Ziegler, Die soziale Frage eine sittliche Frage. 4. Aufl. <lb/>  
   Stuttgart. Göschen. 1891. S. 123 u. ff. <lb/>

sittliche Notwendigkeit. Was gegen die dahin gerichteten Be- <lb/>  
strebungen vorgebracht werde, beweise nichts, weil es lediglich <lb/>  
einer jahrhundertelang bestehenden Tradition entnommen sei, <lb/>  
gegen welche ja eben die Kritik jetzt ihre Waffen kehre. Aus <lb/>  
der Behauptung z. B. die Frau habe bis heute auf keinem <lb/>  
Gebiete des geistigen Lebens dem Manne Ebenbürtiges ge- <lb/>  
leistet, folge nicht, daß sie es überhaupt nicht leisten könne, <lb/>  
sondern nur, daß sie es unter den für sie ungünstigen äußern <lb/>  
Verhältnissen bis jetzt nicht gekonnt habe. <lb/>

„Wir Männer," sagt Ziegler, „haben den Frauen alle <lb/>  
Wege zu höherer Bildung in unserem Sinn systematisch ver- <lb/>  
schlossen und die Beschäftigung der gebildeten Frau außer dem <lb/>  
Hause — einige wenige Arbeitszweige abgerechnet — als un- <lb/>  
weiblich gebrandmarkt, oder sie doch bei jeder Gelegenheit <lb/>  
verhöhnt und verspottet, belächelt und bewitzelt. Und nun <lb/>  
wollen wir als ernsthaften Beweis dagegen vorbringen, daß die <lb/>  
Frau in Wissenschaft und Kunst noch nie etwas Bedeutendes <lb/>  
und Großes geleistet habe, wobei übrigens die Thatsächlichkeit <lb/>  
dieses „noch nie" erheblich einzuschränken oder das „Bedeutende <lb/>  
und Große" in einer für die Leistungen von uns Durch- <lb/>   
schnittsmännern recht beschämenden Weise zu steigern wäre. <lb/>  
Vielmehr wird man sagen müssen: die einzelnen Frauen, <lb/>  
welche als Dichterinnen und Gelehrte oder auf industriellem <lb/>  
Gebiete oder wo sonst immer Hervorragendes geleistet haben, <lb/>  
haben weit mehr geleistet als die etwa mit ihnen auf gleiches <lb/>  
Niveau zu stellenden Männer, weil sie erst Hindernisse be- <lb/>  
wältigen mußten, die für diese nicht existierten, sich Wege zu <lb/>  
ebnen hatten, wo für diese der Zugang offen und die Straße <lb/>  
gebahnt war." <lb/>

In ganz ähnlicher Weise sprechen über diese letztern <lb/>  
Punkte Professor Brühl in jener oben erwähnten Abhandlung, <lb/>  
sowie Professor Albert Eulenburg in Berlin in einem längern <lb/>  
Artikel „Die Frauen und das Studium der Medizin" \*) sich aus. <lb/>

1. Erschienen in der Wochenschrift „Die Nation". 1891. Nr. 40 u. 41. <lb/>

Was Ziegler, um das gleich hier einzuschalten, des wei- <lb/>  
teren zur Verbesserung des Loses der Frauen in den obern <lb/>  
Ständen fordert, wird weitgehenden Ansprüchen gerecht. Der <lb/>  
Zugang zum Universitätsstudium ist ihnen freizugeben, und <lb/>  
zwar zu sämtlichen Fakultäten. Am gemeinsamen Univer- <lb/>  
sitätsunterricht der beiden Geschlechter nimmt er keinen An- <lb/>  
stoß, auch die endliche Zulassung der Frauen zu staatlichen <lb/>  
Aemtern, ihre daraus von selbst sich ergebende politische Gleich- <lb/>  
stellung mit dem Mann, flößen ihm keine erheblichen Bedenken <lb/>  
ein. Nur möchte er sie zu allem diesem durch eine umge- <lb/>  
staltete Erziehung erst gründlich vorbereitet wissen, warnt über <lb/>-  
haupt vor überstürzten Reformen. <lb/>

Die Frauen selbst begehren vorderhand ja noch bei weitem <lb/>  
nicht so viel. Ihr Wunsch ist, daß die Pforten der hohen <lb/>  
Schulen sich ihnen erschließen möchten, zunächst einmal für <lb/>  
das Studium der Medizin. Sogar die akademisch gebildete <lb/>  
Lehrerin steht erst in der zweiten Reihe ihres Verlangens. <lb/>

Und man sollte meinen, daß, nachdem so gewichtige <lb/>  
Stimmen, wie die bisher angeführten, die geistige, soziale und <lb/>  
sittliche Befugnis des weiblichen Strebens nach umfassender <lb/>  
Ausbildung auch für höhere Berufsformen anerkannt haben, <lb/>  
die Gegner der Sache von der Unhaltbarkeit ihrer sonstigen <lb/>  
Einwände sich ebenso überzeugen würden. Aber da steht man <lb/>  
vor einem Isthmus, der nicht so leicht durchstochen werden <lb/>  
kann. Mit unglaublicher Ausdauer und jener Furcht vor <lb/>  
Neuem und Ungewohntem, die mit zum deutschen Unglück <lb/>  
gehört, wird Schranke um Schranke gezogen, Schwierigkeit <lb/>  
auf Schwierigkeit getürmt. Es ist ja nirgends glatt abge- <lb/>  
gangen, allenthalben hat es Kampf, an manchen Drten sogar <lb/>  
erbitterten Kampf gegeben und der Schweiß, den die Götter <lb/>  
vor den Erfolg gesetzt, ist reichlich vergossen worden, aber <lb/>  
endlich ist man doch von Worten zu Thaten, von der theore- <lb/>  
tischen Erörterung zum praktischen Versuch geschritten. Und <lb/>  
bis jetzt wenigstens ist, wie Dr. Caroline Schultze in <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. <lb/> 2

Paris sagt, überall wo dies geschah, der Sieg auf der Frauen <lb/>  
Eeite gewesen'). <lb/>

Fast in der ganzen Welt giebt es weibliche Aerzte. In <lb/>  
Amerika deren allein 3000; davon fungieren 70 als Hospital- <lb/>  
ärztinnen und Klinikvorsteherinnen, 95 als Professoren-). <lb/>

Die Zahl der Aerztinnen in London beträgt 70, darunter <lb/>  
3 Chirurginnen. Vier Londoner Hospitäler werden von Frauen <lb/>  
geleitet. An dem neuen Frauenhospital dort sind sieben weib- <lb/>  
liche Aerzte, zwei derselben als Klinikvorsteherinnen angestellt. <lb/>  
Die „I^ovclon 8ellool ok ivkclseins kor -vvoinon" zählt 18 Pro- <lb/>  
fessoren, unter ihnen 5 Frauen. Rektor: Mary Dawson"). <lb/>

Auch in der Schweiz und in Frankreich praktizieren weib- <lb/>  
liche Aerzte, in Paris deren 11, in Genf 5, in Basel 2, in <lb/>  
Zürich und Luzern je 3'). Und in allen diesen Ländern <lb/>  
dauern die betreffenden Versuche schon zwischen fünfundzwanzig <lb/>  
und fünfundvierzig Jahre. <lb/>

Das sind Zahlen, die immerhin einiges beweisen. Denn <lb/>  
was ist, kann sein. Aber im Lande der Theorie, in Deutsch- <lb/>  
land, erklären viele trotzdem die Sache heute noch überhaupt <lb/>  
für existenzunmöglich. <lb/>

Daß die sogenannte physische Jnferiorität des weiblichen <lb/>  
Geschlechtes schwer dagegen in die Wagschale geworfen wird, <lb/>  
versteht sich von selbst. Unsere Frauen sollen körperlich nicht <lb/>  
kräftig genug sein, weder für das Studium, noch später für <lb/>  
die Ausübung des ärztlichen Berufs. Und doch wird an an- <lb/>  
dern Stellen eine so große Summe auch physischer Anstrengung <lb/>  
vom Weibe gefordert. <lb/>

') Ur. msä. Caroline Schultze, „Die Aerztin des XIX. <lb/>  
Jahrhunderts." Rechtmäßige Uebersetzung. Leipzig. Peter Hobbing. <lb/>  
1889. S. 46. <lb/>

1. Schultze, „Die Aerztin des XIX. Jahrhunderts. Leipzig. P. <lb/>  
   Hobbing. 1889. S. 54 u. ff. <lb/>
2. Ebendas. S. 46 u. ff. <lb/>

\*) Ebendas. S. 49. <lb/>

Bon dem, was die Frauen der uncivilisierten Völker <lb/>  
leisten, braucht hier nicht gehandelt zu werden. Auch bei uns, <lb/>  
im Kulturherzen Europas, wird an ihre Körperkraft Anspruch <lb/>  
genug erhoben. Unter der bäuerlichen Bevölkerung mögen <lb/>  
sich die Arbeitsleistungen von Mann und Weib allenthalben <lb/>  
so ziemlich gleichstellen; in einzelnen Landesteilen giebt es <lb/>  
Holzfällerinnen, Lohkuchentreterinnen, weibliche Mörtel- und <lb/>  
Backsteinträger bei Häuser- und Kirchenbauten. Unsere jungen <lb/>  
Fabrikarbeiterinnen kommen Tag für Tag, zu früher Morgen- <lb/>  
stunde, bei allen körperlichen Funktionen, die ihre Geschlechts- <lb/>  
angehörigkeit ihnen auferlegt, in Wind und Regen, in Kälte <lb/>  
und Schnee oft 1—1^2 Wegstunden her, um dann vielleicht <lb/>  
im betäubenden Lärm eines Websales, stehend, bei karger Kost, <lb/>  
ihre 10—12stündige Tagesarbeit zu verrichten. Und unsere <lb/>  
Arbeiterfrauen thun häufig das Gleiche. Nur daß sie dann <lb/>  
am Abend, während der Mann ausruht, für die Familie zu <lb/>  
kochen, zu waschen, zu nähen und, wenn sie just nicht in den <lb/>  
Monaten vor einer Niederkunft stehen, in der Nacht gewöhn- <lb/>  
lich noch einen Säugling zu besorgen haben. <lb/>

Was unsern höhern Lehramtskandidatinnen zugemutet <lb/>  
wird, ist oben schon skizziert. Und den Lehrerinnen an Privat- <lb/>  
und andern Schulen! Dreißig Wochenstunden, womöglich an <lb/>  
sünf Klassen oder in sieben Fächern, samt den entsprechenden <lb/>  
Korrekturen, um 900 Mark Gehalt. Oder in kleinern Städten <lb/>  
der ganze Unterricht an einer Mittelschule von 26—30 Kin- <lb/>  
dern, in vier Abteilungen und ebenfalls dreißig Wochenstunden <lb/>  
um 1000 Mark Gehalt! <lb/>

Und unsere Hausfrauen und Mütter im gebildeten Mittel- <lb/>  
stand! Diejenigen nämlich, die im vollen Umfang ihre Pflicht <lb/>  
erfüllen; es giebt allerdings auch andere. „Zwanzig Männer <lb/>  
verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde," sagt Goethe und <lb/>  
meint damit bloß das erste Auspflegen des Neugeborenen <lb/>  
durch die Mutter. Wie oft aber sind vier oder fünf Kinder <lb/>  
da, der verschiedensten Altersklassen, die erst einmal geboren, <lb/>dann erzogen, genährt und gekleidet, in gesunden Tagen über- <lb/>  
wacht, in Krampfhusten, Scharlach und Diphterie gepflegt, <lb/>  
mit guter Sitte, Moral und Christentum versehen werden <lb/>  
müssen. Und daneben der stündliche Kampf mit dem Heer <lb/>  
der sonstigen großen und kleinen Erdenübel, aus denen eine <lb/>  
Hauswirtschaft sich zusammensetzt; die Rücksicht auf die be- <lb/>  
rufliche Stellung des Mannes, die häufig so stark hereinspielt <lb/>  
ins Familienleben; dieser Gatte selbst, der geliebt und gehegt, <lb/>  
in seinen Interessen gefördert und verstanden, in seinen An- <lb/>  
sichten von dem ihm zukommenden persönlichen Komfort be- <lb/>  
stätigt werden soll, was keineswegs immer mühelos gelingt, <lb/>  
besonders wenn er selbst nicht zu den Praktikussen gehört und <lb/>  
als Angehöriger des starken Geschlechts die Verpflichtung <lb/>  
fühlt, nach dem Dienstmädchen zu rufen, wenn etwa ein Kasten <lb/>  
zu rücken, oder ein gefüllter Handkoffer vom Fußboden auf <lb/>  
den Tisch zu heben ist. Ist vollends diese vielumfassende <lb/>  
Aufgabe, wie leider nur allzu oft, unter beständigem Zurate- <lb/>  
halten eines schmalen Beutels zu lösen, sieht sich die Haus- <lb/>  
frau genötigt, um fremde Hilfe zu sparen, einen beträcht- <lb/>  
lichen Teil der häuslichen Arbeit selbst zu verrichten, und <lb/>  
dürfen wir, wie es die Wahrheit fordert, anerkennen, daß sie <lb/>  
in einer großen Zahl von Fällen mit Tapferkeit und Geschick <lb/>  
und angemessenem Erfolg gelöst wird, so wird zuzugeben sein, v  
daß hiezu ein absolut bedeutendes Maß auch körperlicher Aus- <lb/>  
dauer und Kraft ins Feld gestellt werden muß. <lb/>

Wird aber von den Frauen beinahe aller Klaffen so viel <lb/>  
gefordert und gethan, so steht zu hoffen, daß unter den drei <lb/>  
oder fünf Millionen, die in Deutschland unverheiratet bleiben <lb/>  
müssen, eventuell unter dem riesigen Bruchteil, der davon auf <lb/>  
die höheren Stände fällt, sich ohne Mühe ein paar hundert <lb/>  
finden lassen, die begabt und daneben gesund und kräftig ge- <lb/>  
nug sind, um Heilkunde zu studieren und später auszuüben. <lb/>  
Besonders wenn die Erziehung unserer weiblichen Jugend auch <lb/>  
deren leibliche Stählung und Kräftigung etwas rationeller <lb/>ins Auge faßt als bisher, und wenn die Betreffenden selbst <lb/>  
nicht ermüdet und abgehetzt von eilig und gar autodidaktisch <lb/>  
absolvierten Lehrkursen auf die Universität gelangen, sondern <lb/>  
bequem und folgerichtig wie die Jungen Stufe um Stufe auf <lb/>  
der Leiter einer neunklassigen Vorbereitungsanstalt empor- <lb/>  
geschoben werden bis durch die gefurchtste und doch so duld- <lb/>  
same Pforte der Abiturientenprüfung. Und wenn auf der <lb/>  
hohen Schule selber die junge Studentin sich durch die zu <lb/>  
bewältigende Lernaufgabe wirklich etwas stärker angestrengt <lb/>  
fühlen sollte, als ihre männlichen Altersgenossen, so bleibt <lb/>  
ihr dafür manches andere erspart, was jenen Zeit und Ge- <lb/>  
sundheit in Anspruch nimmt, Trinken zum Beispiel, Rauchen, <lb/>  
Händel und Mensuren. <lb/>

Alle Trivialität der Gegner giebt sich Stelldichein, wenn <lb/>  
es gilt, den Verdacht einer möglichen Gefährdung des An- <lb/>  
standes und des weiblichen Zartgefühls gegen das gemeinsame <lb/>  
medizinische Studium der beiden Geschlechter laut werden zu <lb/>  
lassen, oder aber die Weheklage anzustimmen darüber, daß <lb/>  
das Weib durch die Zulassung zur Universität seinem so- <lb/>  
genannten natürlichen Beruf und Daseinszweck entfremdet <lb/>  
werde. <lb/>

Es soll nicht abgeleugnet werden, unsre künftigen Stu- <lb/>  
dentinnen der Medizin haben einiges auf sich zu nehmen. <lb/>  
Es wird manches Erröten und manches tiefe Erschrecken der <lb/>  
Einzelnen kosten, bis sie daran gewöhnt sind, von Männern <lb/>  
und mit Männern zusammen über Dinge sich belehren zu <lb/>  
lassen, von denen zu wissen, oder die gar aus eigener An- <lb/>  
schauung kennen zu lernen andern Frauen ihr Lebenlang <lb/>  
erspart bleibt. Aber wer reformieren, wer auch nur an <lb/>  
einem reformatorischen Werk thätigen Anteil nehmen will, <lb/>  
muß Opfer bringen. Und hier ist einer der seltenen Punkte, <lb/>  
wo der Zweck vollkommen die Mittel heiligen würde, wenn <lb/>  
es dessen überhaupt bedürfte. <lb/>

Denn in Wahrheit ist es doch bloß gut und erfreulich, <lb/>

wenn eine Schar tapferer Mädchen hingeht, ihr Jugendleben <lb/>  
daran giebt und soviel zu lernen begehrt, daß späterhin Zehn- <lb/>  
tausende ihres Geschlechts vor der bitteren Notwendigkeit be- <lb/>  
wahrt bleiben können, die heikelsten und intimsten körperlichen <lb/>  
Angelegenheiten vor Männeraugen und Männerohren darlegen <lb/>  
zu müssen. Es ist ja doch ein anderes, ob eine kranke Frau <lb/>  
gewisse Dinge von sich selbst aussagen, ob nach gewissen <lb/>  
Dingen an ihrem eigenen Leib geforscht werden muß, oder ob <lb/>  
ein an Körper und Geist gesundes Weib im Namen der <lb/>  
Wissenschaft, also in ganz unpersönlicher und objektiver Weise, <lb/>  
darüber Belehrung empfängt. Was die Mädchen hier zu <lb/>  
Wissenden macht, ist doch kein neugieriges Gucken hinter den <lb/>  
Vorhang, wie vielleicht anderwärts, sondern ein ernstes Streben <lb/>  
nach wohlerwogenem Ziel. Dabei steht edle Weiblichkeit nicht <lb/>  
auf dem Spiel. Und sollte sie das nicht schützen auch vor <lb/>  
der angeblichen Roheit ihrer männlichen Mitstudenten, die <lb/>  
man so gern als Abschreckungsmittel benützt? Schamhaftig- <lb/>  
keit und Zartgefühl sind überdies zu fest gegründet in echter <lb/>  
Weibesnatur, als daß physiologisches Wissen und medizinisches <lb/>  
Können sie auszutreiben vermöchten, und wenn wirklich ein- <lb/>  
mal einer der künftigen weiblichen Aerzte ohne diese Tugen- <lb/>  
den sollte erfunden werden, so stünde zu fürchten, daß er die- <lb/>  
selben bereits in sehr rudimentärem Zustand auf die hohe <lb/>  
Schule gebracht habe. <lb/>

Jüngere Männer pflegen mit Eifer auch darauf hinzu- <lb/>  
weisen, daß die Lehrer der Heilkunde in ihren Vorlesungen <lb/>  
nicht selten einen cynischen Ton anschlagen, in Späßen sich <lb/>  
gefallen, die anzuhören für Frauen geradezu unmöglich sei, <lb/>  
auf die zu verzichten aber weder die Herren selber noch ihre <lb/>  
männlichen Zuhörer geneigt sein möchten. Die Aussage aus <lb/>  
ihre Thatsächlichst zu prüfen, kann hier nicht unternommen <lb/>  
werden. Ist sie unwahr, so fällt der darauf erhobene Ein- <lb/>  
wand von selbst dahin, ist sie wahr, so bleibt dennoch die <lb/>  
Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß die Anwesenheit junger <lb/> Mädchen in den medizinischen Hörsälen in diesem Punkt ein <lb/>  
Kompromiß zu stände brächte. Die Damen müßten ohne sitt- <lb/>  
liche Entrüstung auch einmal einen derbern Witz mit in den <lb/>  
Kaus nehmen, und wenn er gut ist, werden sie sich dazu nicht <lb/>  
lange nötigen lassen; die Herren Professoren aber könnten ohne <lb/>  
Schaden für die Wissenschaft und deren Jünger im übrigen <lb/>  
ihre Zoten in der Tasche behalten. <lb/>

Mit vollem Nachdruck ist ferner die Klage zurückzuweisen <lb/>  
darüber, daß durch die Zulassung zum Universitätsstudium, <lb/>  
sei es zum medizinischen oder zu einem andern, die Frau ihrem <lb/>  
natürlichen Beruf und Daseinszweck entfremdet werde. Sie <lb/>  
ist in ihrer Häufigkeit einer der stärksten Beweise für die Macht <lb/>  
des sinnlosen Schlagwortes, angesichts unserer drei oder fünf <lb/>  
Millionen unverheirateter weiblicher Wesen aber ungefähr das <lb/>  
Sinnloseste, was etwa vorgebracht werden könnte. <lb/>

Bor allem! was heißt natürlicher Beruf und Daseins- <lb/>  
zweck der Frau? Der auf sie fallende Teil am Fortpflanzungs- <lb/>  
geschäft der Menschheit kann doch nur in bedingter Weise dar- <lb/>  
unter verstanden werden, denn wenn es aufs Kinder in die <lb/>  
Welt setzen allein ankäme, dann wäre die Dirne, die das hinter <lb/>  
der Hecke besorgt, eine anerkennenswertere Priesterin im Dienst <lb/>  
der Allgemeinheit als das ehrbare Weib, dessen Ehe ohne Nach- <lb/>  
kommenschaft geblieben ist. Und zudem das immer wieder <lb/>  
anhebende Uebervölkerungsgeschrei, das einem manchmal den <lb/>  
Gedanken nahe legt, ob es nicht das einzig Ersprießliche wäre, <lb/>  
den Ehe- und Kinderlosen noch besondere Ehrenpreise zu ver- <lb/>  
willigen, höchst übel angebracht. <lb/>

Um den Begriff genauer festzustellen, wird man allenfalls <lb/>  
so sagen müssen: Der natürlichste — wohlgemerkt das Wort <lb/>  
im Superlativ — also der natürlichste Beruf der Frau ist <lb/>  
die Stellung als Gattin und Mutter in einer staatlich aner- <lb/>  
kannten Ehe, die Ausfüllung des Pflichtenkreises, den sie durch <lb/>  
eine Familiengründung übernimmt. Damit kann jedermann <lb/>  
sich einverstanden erklären. Aber darf eine Gesellschaft wie <lb/>die gegenwärtige, deren überreizte Zustände mit nächstem uns <lb/>  
alle insgesamt aus unserer ursprünglichen Natur hinausgeäng- <lb/>  
stigt haben, sich ihren weiblichen Angehörigen gegenüber auf <lb/>  
eben diese Natur in beschränkender Weise berufen? Darf sie, <lb/>  
die in Betreff der Mittel, durch welche allein die Schaffung <lb/>  
derartiger natürlichster Lebensformen verbürgt werden könnte, <lb/>  
sich zum großen Teil für insolvent erklären muß, die den <lb/>  
Frauen der untern Klaffen schwere Fabrikarbeit gestattet und <lb/>  
auferlegt, die, um das Wort eines schwedischen Schriftstellers <lb/>  
zu gebrauchen, „mit einer Leiche im Schiffsraum segelt," d. h. <lb/>  
in der es praktische Leute giebt, die den Höllenpsuhl der käuf- <lb/>  
lichen Liebe für eine Notwendigkeit erklären, darf diese Gesell- <lb/>  
schaft das Weib auf seine Thätigkeit in Haus und Familie <lb/>  
ausschließlich zurückverweisen? Gewiß nicht, wenn sie nicht <lb/>  
den Vorwurf ganz ausgesuchter Thorheit und Heuchelei auf <lb/>  
sich laden will, demgegenüber sie allerdings und schon von alters <lb/>  
her mit einem Fell ausgerüstet erscheint, das an Dicke und <lb/>  
Unempfindlichkeit nicht viel zu wünschen übrig läßt. <lb/>

Der Familie und dem Hause dienen ja überdies nicht <lb/>  
nur die, die dies im eigenen Hause und innerhalb der eigenen <lb/>  
Familie thun, und am Fortpflanzungsgeschäft der Menschheit <lb/>  
sind nicht bloß diejenigen beteiligt, die zeugen und gebären. <lb/>  
Für die Erhaltung ihrer Gattung ist die Thätigkeit der Ar- <lb/>  
beitsbienen so notwendig als die der Drohnen und des Weisels. <lb/>  
Und von allen, die indirekt an der menschlichen Gattungs- <lb/>  
erhaltung mitarbeiten, thut dies ein guter Arzt vielleicht am <lb/>  
direktesten; somit bliebe ein guter Arzt weiblichen Geschlechtes <lb/>  
mit dem, was durch die physiologische Arbeitsteilung der Ge- <lb/>  
schlechter zu dessen vorzüglichsten Lebensaufgaben zählt, im <lb/>  
allerengsten Kontakt. <lb/>

Es würde ins Ungemessene führen, wollte man sämtliche <lb/>  
Einwände aufzählen, die von den Gegnern des Frauenstudiums, <lb/>  
namentlich des medizinischen, vorgebracht zu werden pflegen, <lb/>  
oder gar versuchen, sie Nummer für Nummer zu wider- <lb/>legen; zwei oder drei müssen aber doch noch herausgegriffen <lb/>  
werden. <lb/>

Zuerst etwas Aeußerliches: die Raumfrage. Man giebt <lb/>  
an, daß die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin <lb/>  
sich schon deshalb verbiete, weil an den meisten deutschen Hoch- <lb/>  
schulen die hiefür notwendigen Räumlichkeiten nicht in wün- <lb/>  
schenswertem Maße zur Verfügung stehen, und weil die Her- <lb/>  
stellung genügender Räume, sei es zum Zweck des getrennten <lb/>  
oder gemeinsamen Unterrichts der beiden Geschlechter, die be- <lb/>  
treffenden Länder finanziell allzu stark belasten würde. Ob <lb/>  
da nicht, absichtlich oder unabsichtlich, ein Nechnungsfehler mit- <lb/>  
unterläuft? Um wie viel Medizin studierende Frauen wird <lb/>  
es sich denn überhaupt handeln? Besonders in den ersten <lb/>  
zwanzig Jahren und solange noch keine entsprechenden Vor- <lb/>  
bereitungsanstalten für die Mädchen da sind? Um ein halbes <lb/>  
Dutzend höchstens für jede deutsche Universität, vorausgesetzt <lb/>  
natürlich, daß alle einundzwanzig zumal sich den weiblichen <lb/>  
Studenten öffnen. Keine der medizinischen Fakultäten in <lb/>  
Deutschland würde sich zur Stunde weigern, trotzdem einige <lb/>  
darunter thatsächlich überfüllt sein sollen, Raummangels halber <lb/>  
noch weitere 8—10 männliche Studierende in ihren Unter- <lb/>  
richtsverband aufzunehmen. Wozu also der Lärm, daß für <lb/>  
die weiblichen kein Platz vorhanden sei? Als ob, wenn ein- <lb/>  
mal die Pforten aufspringen, an jeder Hochschule auch gleich <lb/>  
die heilige Ursula mit sämtlichen elftausend Jungfrauen an- <lb/>  
gerückt käme, behufs Studiums der Medizin! <lb/>

Später, wenn die Sache im Gang und eingebürgert ist, <lb/>  
werden ihrer freilich nicht mehr so wenige kommen. Aber <lb/>  
auch dann könnte sich die Raumfrage möglicherweise ganz von  
selbst dahin regeln, daß immer sechs begabte Mädchen, und <lb/>  
andere werden vorderhand schwerlich erscheinen, sechs minder <lb/>  
veranlagte Jünglinge aus der betreffenden Fakultät hinaus- <lb/>  
drücken. Und das wird keineswegs ein Schaden sein für die <lb/>  
Fakultät. Noch weniger nachher für die Praxis. <lb/>

In der Schätzung des beobachtenden Publikums gelten <lb/>  
oder galten wenigstens bis vor kurzem die Mediziner im all- <lb/>  
gemeinen für die genußsüchtigsten, die am meisten Nebendinge <lb/>  
betreibenden von allen Universitätsgenossen. Man sieht sie <lb/>  
mit den schmälsten Semestern und den ausgedehntesten Ferien <lb/>  
behaftet und glaubt deshalb vermuten zu dürfen, daß auch in <lb/>  
ihren Reihen jenes Banausentum, das keine höhern Ziele <lb/>  
kennt, als das gesetzliche Minimum des Wissens mit dem ent- <lb/>  
sprechenden Minimum eigenen Kraftaufwandes zu erreichen, <lb/>  
so stark zu Hause sei, als sonst auf allen Flanken. Da fände <lb/>  
ein Pairsschub unverbildeter, unblasierter Weiberintelligenz <lb/>  
und glaubensstarker Arbeitsfreudigkeit vortrefflich seine Stelle. <lb/>

Um die aus der Fakultät eventuell hinausgedrückten Mittel- <lb/>  
mäßigkeiten, um die ganze Konkurrenzfrage überhaupt, haben <lb/>  
sich die Frauen natürlich nicht zu kümmern. Die so oft vor- <lb/>   
gebrachte Behauptung, daß wir keine weiblichen Aerzte brauchen, <lb/>  
weil der männlichen schon zu viele da seien, ist zu unlogisch <lb/>  
und trifft den Kern der Sache zu wenig, als daß sie Berück- <lb/>  
sichtigung verdiente. Und überdies ist sie nicht wahr. Trotz <lb/>  
aller gegenteiligen Versicherungen wird der nächste große Krieg <lb/>  
dies sehr deutlich offenbaren. Die größern Städte mögen <lb/>  
übersetzt sein, im ganzen Deutschen Reich aber kommt auf <lb/>  
3569 Einwohner ein Arzt'), ja es giebtLandesteile, in denen <lb/>  
einer erst auf 15,000 kommt. <lb/>

Die Fähigen unter den Männern fürchten auch den Frauen- <lb/>  
wettbewerb in keiner Weise, das wird aus ihrem Lager jeder- <lb/>  
zeit versichert; was aus den andern wird, ob Kellner oder <lb/>  
Koch, ist einerlei. Für die subalternen Ingenien und mechani- <lb/>  
schen Köpfe giebt es ja sonst noch „Luft genung"; in der <lb/>  
Medizin, wo es sich in jedem einzelnen Fall um ein höchstes <lb/>  
Gut, um Leben oder Gesundheit handelt, und deren Vertreter <lb/>  
in jedem Augenblick gegenwärtig sein müssen, auf die ganze <lb/>

') Fehling, Die Bestimmung der Frau. Stuttgart. Enke. 1892. <lb/>

Höhe ihrer verantwortungsvollen Aufgabe gestellt zu werden, <lb/>  
ist ihre Mitarbeiterschaft ohnehin am wenigsten erwünscht. <lb/>

Noch ein paar Einwürfe müssen zuguterletzt etwas tiefer <lb/>  
gehängt werden. Eigentlich bilden sie eine kleine Kette von <lb/>  
Drohungen und gelten nicht nur jenen Vorwitzigen, die Medi- <lb/>  
zin, sondern allen Frauen, die überhaupt studieren wollen, ja <lb/>  
gewissermaßen dem ganzen Geschlecht, falls es wirklich ge- <lb/>  
sonnen sein sollte, so Unziemliches unter sich zu dulden. Man <lb/>  
hört und liest ähnliches allerorten, wir folgen dabei dem <lb/>  
schon erwähnten Aufsatz von vr. meü. Kaiser in der Allg. <lb/>  
Zeitung vom 18. Februar 1891. <lb/>

Dort wird gesagt, die Möglichkeit der Erreichung des von <lb/>  
der Frauenbewegung angestrebten Zieles müsse allerdings zu- <lb/>  
gegeben werden, aber der errungene Erfolg werde Opfer kosten. <lb/>  
Alles das, was die Frau dem Manne begehrenswert mache, <lb/>  
was die Kunst aller Zeiten an ihr verherrlicht und die Ge- <lb/>  
schichte an den Frauennamen, die sie verewige, bewundert <lb/>  
habe, die Weiblichkeit, gehe unwiederbringlich verloren. <lb/>

Alles, was die Frau dem Manne begehrenswert macht, <lb/>  
geht unwiederbringlich verloren, wenn sie sich Berufs- <lb/>  
formen zuwendet, die eine höhere geistige Ausbildung erfor- <lb/>  
dern, und dieses „Alles" nennt Dr. Kaiser mit dem viel- <lb/>  
bergenden Namen „Weiblichkeit". Der Satz ist gar nicht un- <lb/>  
schön und zu Anfang auch ganz imponierend, wenn man ihn <lb/>  
näher besieht, ist aber doch herzlich wenig damit anzufangen. <lb/>  
Namentlich wird es den Frauen selbst schwer fallen, der darin <lb/>  
versteckten Drohung, der Mann könnte unter Umständen auf- <lb/>  
hören des Weibes zu begehren, mit unsatirischem Ernst zu <lb/>  
begegnen. Auf den Streik können sie es getrost ankommen <lb/>  
lassen; daß die Bäume hier nicht in den Himmel wachsen, da- <lb/>  
für ist gesorgt. Solange die Verneinung des Willens zum <lb/>  
Leben nicht Menschheitsprinzip geworden ist, solange wird das <lb/>  
Weib dem Manne ein Gut bedeuten, nach dem er strebt, um <lb/>  
das er im Notfall kämpft. Vom alten Kurs nach dieser Rich- <lb/>tung würde auch durch das Frauenstudium, und wenn es sich <lb/>  
aus alle Fakultäten ausdehnte, nicht eine Linie aufs Spiel <lb/>  
gesetzt. Für eine einzelne vielleicht, aber auch nur vielleicht, <lb/>  
für die Gesamtheit nimmermehr. <lb/>

Was der Mann beim Weibe sucht, ist Freude. Freude, <lb/>  
Lebensanmut und Lebensbequemlichkeit. Daß diese ihm ge- <lb/>  
wahrt bleiben, darauf steht sein Verlangen, und daß es mög- <lb/>  
lichst mühelos für ihn geschähe, ist sein Wunsch. Die sicherste <lb/>  
Garantie hierfür vermutet er darin, daß auf der Frauen Seite <lb/>  
jene ganze Summen von Eigenschaften, die man gewöhnlich <lb/>  
unter „Weiblichkeit" begreift, immer in reichlicher Vertretung <lb/>  
gefunden werde. Die Fügsamkeit vor allem und die Geduld, <lb/>  
das Bedürfnis aufzublicken und zu verehren, leicht anzu- <lb/>  
fachende Empfindung und harmloser Frohsinn, das sanfte <lb/>  
Schweigen und das sanfte Wort, die dienende Liebe. Selbst <lb/>  
unser weibliches Schönheitsideal ist großenteils dahin berechnet. <lb/>  
Der schlanke Leib, der leicht umfaßt und festgehalten werden <lb/>  
kann, die weichen Formen, die nirgends verletzen und wenig <lb/>  
Ellbogenraum beanspruchen, die kleine Hand, die wenigstens <lb/>  
wehrlos scheint, der zarte Fuß, der auch die Fliehende nicht <lb/>  
weithin trägt. <lb/>

Und der Mann steht auf dem Boden seines natürlichen <lb/>  
Rechtes, wenn er von diesen guten und hübschen Dingen, die <lb/>  
soviel zu seiner irdischen Glückseligkeit beizutragen vermögen, <lb/>  
kein Jota einbüßen will, nur damit ist er im Irrtum, <lb/>  
wenn er meint, daß irgend etwas davon in Frage stünde, <lb/>  
wenn ein paar hundert wackerer Mädchen sich den Wissen- <lb/>  
schaften widmeten. Nicht einmal für sie selber, besonders v <lb/>  
nicht für die Medizinerinnen. Denn ein guter Teil der vor- <lb/>  
erwähnten Tugenden und Eigenschaften fände eben in deren <lb/>  
künftigem Beruf vorzügliche Verwendung. Daß sie daneben <lb/>  
Gehärteres, Spannkrüftigeres, mit einem Wort Männlicheres <lb/>  
ebenfalls an sich zur Erscheinung zu bringen und auszubilden <lb/>  
haben werden, steht freilich fest, aber auch dieses wird, wenn <lb/>richtig erfaßt und richtig dosiert, weder ihnen, noch ihrem Ge- <lb/>  
schlecht, noch aber der Allgemeinheit zum Schaden gereichen. <lb/>  
Im Gegenteil. Selbst die Geschichte, auf die Dr. Kaiser sich <lb/>  
so emphatisch beruft, objektiver als der ichsüchtige Mensch, <lb/>  
versteht und feiert an den Frauen, deren Gedächtnis sie ruhm- <lb/>  
voll aufbewahrt, auch noch anderes, als mit dem bloß land- <lb/>  
läufigen Begriff der Weiblichkeit sich deckt: völkerlenkende <lb/>  
Weisheit und Energie, staatskluge Umsicht, kriegerische Tapfer- <lb/>  
keit, persönlichen Mut. <lb/>

In unmittelbarem Anschluß an den Satz von der un- <lb/>  
wiederbringlich verlorenen Weiblichkeit heißt es in jenem Artikel <lb/>  
weiter: Die Natur habe das Weib unter den Schutz des <lb/>  
Mannes gestellt, die Frau aber, die mit dem Manne gleich- <lb/>  
berechtigt in die Schranken träte, um teilzunehmen an dem <lb/>  
Kampf, in dem nur rastloses, rücksichtsloses Ringen zum Siege <lb/>  
führe, gehe jenes Rechtes auf Schutz verloren. Der verstärkte <lb/>  
Mitbewerb werde den harten Kampf noch erbitterter machen und <lb/>  
der rücksichtslos entfalteten, durch nichts behinderten Kraft des <lb/>  
Mannes gegenüber müsse das Weib unterliegen. <lb/>

Das ist klipp und klar eine Verkündigung des Faustrechts. <lb/>  
Wenn ihr nicht pariert, drücken wir euch zu Boden. Wir würden <lb/>  
den Frauen raten, auch dieses ruhig abzuwarten. Wer imstande <lb/>  
ist, die Wirklichkeit der Dinge von überlebtem Formelkram zu <lb/>  
lösen, wird kaum auf die Idee kommen, daß ein zu Boden <lb/>  
gedrücktes Weib im Weltplan der nächsten Jahrhunderte liege. <lb/>  
Die Männer aber haben bislang für die Entfaltung ihrer <lb/>  
Kräfte ungehindert freie Bahn gehabt, nichts hat sie darin <lb/>  
gehemmt, am allerwenigsten zarte Rücksichtnahme auf das <lb/>  
Weib. So darf angenommen werden, daß auch ihre verfüg- <lb/>  
baren Mittel in Umlauf gesetzt seien, und was sich da des <lb/>  
weiteren noch viel mehr entfalten sollte, als durch den Fort- <lb/>  
schritt der Zeit ganz von selber kommt, ist nicht recht abzu- <lb/>  
sehen. Wären größere Erfolge zu erreichen gewesen, sie <lb/>  
würden ohne die mindesten Gewissenszweifel zutage gefördert <lb/>worden sein, auch um den Preis noch größerer Rücksichts- <lb/>  
losigkeit. Der Wettbewerb der Frauen wird dem Ganzen <lb/>  
nicht dadurch dienen, daß er auf der Männer Seite neue <lb/>  
Titanen zeitigt, sondern daß er dort die Schwächlinge offen- <lb/>  
bart und mit der eigenen unverbrauchten Kraft an deren <lb/>  
Stelle rückt. Denn bei den Frauen liegen noch unange- <lb/>  
wendete Kräfte, Reservefonds physischer, moralischer und in- <lb/>  
tellektueller Art und unter den Jüngeren wächst ein Geschlecht <lb/>  
heran, steht mitunter schon auf den Füßen, dem die Erkennt- <lb/>  
nis und die Not zu gleichen Teilen die Entschlossenheit geben <lb/>  
werden, sie aus der Haft zu befreien und für die Welt nutz- <lb/>  
bar zu machen. <lb/>

„Die Natur hat die Frau unter den Schutz des Mannes <lb/>  
gestellt." Auch dies bei näherer Besichtigung nichts weiter <lb/>  
als eine der Redensarten, wie sie im Schwange gehen, die <lb/>  
einem gelegentlich an den Kopf geworfen werden, gedankenlos <lb/>  
und unbesonnen, aber mit um so namhafterer Sicherheit, als <lb/>  
unanfechtbares Dogma. Die Gesellschaft in ihrer einträchtigen <lb/>  
Heuchelei hat derartige Glaubenssätze an vielen Orten nötig; <lb/>  
hier braucht sie ihn, um der nackten Thatsache von der Hörig- <lb/>  
keit der Frau ein schamvoll-humanes Röckchen anzuziehen. <lb/>  
Aber wenn sich die Herrschaften, die dergleichen in den Mund <lb/>  
nehmen, doch nur vorher in etwas klar machen wollten, wie <lb/>  
außerordentlich mißlich es ist und bleibt, aus unserer ge- <lb/>  
sellschaftlichen Verfassung heraus sich auf die Natur zu berufen. <lb/>

Die Frau unter dem natürlichen Schutz des Mannes! <lb/>  
Und der Trunkenbold, der als letzte Tagesarbeit seinem armen <lb/>  
Weibe, das sich vielleicht bloß zwischen ihn und die Kinder <lb/>  
wirft, die Knochen halb entzwei schlägt? Am Ende prügelt <lb/>  
er sie aus Prinzip, weil diese Kreuzträgerin in unerlaubtem <lb/>  
Wettbewerb, als sein Konkurrent, tagsüber in der Fabrik sich <lb/>  
todmüde geschafft und dadurch den Anspruch auf seine natür- <lb/>  
liche Rücksicht verwirkt hat? Und alle jene Schwurgerichts- <lb/>  
verhandlungen bei geschlossenen Thüren, mit ihren unzähligen <lb/>

Verurteilungen? Und der damit verwandte fürchterliche Mo- <lb/>  
lochdienst, über den die Enthüllungen vor einigen Jahren die <lb/>  
englischen Zeitungen füllten? Der Prozeß Heinze mit seinen <lb/>  
entsetzlichen Aufschlüssen? Und jene endlosen Scharen, jene <lb/>  
Heerzüge von Unglücklichen, von Hagar bis zu Gretchen, den <lb/>  
beiden Typen dieser jammervollen Genossenschaft, die erst ge- <lb/>  
liebt und dann in Schuld und Not allein gelassen worden, <lb/>  
mit dem Satanswort vielleicht: „sie ist die erste nicht!" <lb/>  
Ja wohl, die erste nicht und nicht die letzte! Von Schlimmerem <lb/>  
und Schlimmstem, das mit dieser unaufhörlichen, grauen- <lb/>  
haften Opferung zusammenhängt, nicht noch einmal zu reden. <lb/>

Es ist entschieden manchmal philosophischer, wenn man <lb/>  
gewisse Dinge lieber nicht ausspricht. Der Satz von dem <lb/>  
Schutz des Mannes, unter den die Natur selbst das Weib <lb/>  
gestellt habe, gehört dazu. Wagt man es dennoch, so muß <lb/>  
man eben auch gewärtigen, daß einem die Kehrseite der Me- <lb/>  
daille vorgehalten wird. Die Kehrseite dieser Medaille aber <lb/>  
trägt unselige Schrift. <lb/>

Die Motive, welche den Frauen für ihr Verlangen, vor <lb/>  
allem zum Studium der Medizin zugelassen zu werden, die <lb/>  
hauptsächlich maßgebenden sind, setzen sich mehrfach zusammen. <lb/>  
Erstens glauben die Frauen in der That, daß ihre spezielle <lb/>  
Veranlangung dafür eine über allen Zweifel erhabene sei; <lb/>  
zweitens halten sie die Forderung des weiblichen Arztes für <lb/>  
die weibliche Hälfte der Menschheit aus Gründen der Ge- <lb/>  
sittung und Humanität für durchaus berechtigt und an <lb/>  
der Zeit; und drittens sind sie überzeugt, im ärztlichen Beruf <lb/>  
an Leben und Gesundheit zumal des eigenen Geschlechts viel <lb/>  
Gutes und Behilfliches thun zu können. Faßt man diese <lb/>  
dreigliederige Begründung näher ins Auge, so ist zu dem <lb/>  
ersten Glied derselben freilich sofort zu bemerken, daß, so un- <lb/>  
zweifelhaft es den Frauen auch erscheinen mag, seine That- <lb/>  
sächlichkeit doch nicht ohne Einschränkung zugegeben zu werden <lb/>  
braucht. <lb/>

Es giebt Menschen, die gebildet genug sind, um un- <lb/>  
befangen zu bekennen: „ich verstehe nichts von Astronomie, <lb/>  
oder von Elektrotechnik, oder auch von Musik", aber selbst <lb/>  
Diogenes mit der Laterne würde nicht leicht einen entdecken, <lb/>  
der ebenso freimütig eingestünde, in medizinischen Dingen zu <lb/>  
den Unwissenden zu gehören. Die Sucht unserer Zeit aus <lb/>  
allem gleich breite Bettelsuppen zu kochen, für jede kleine Be- <lb/>  
sitzergreifung auf irgend welchem Gebiet so rasch als möglich <lb/>  
die ganze Nation zum bewundernden Zeugen aufzurufen, und <lb/>

dadurch das Begriffsvermögen der Menge mit manchmal noch <lb/>  
sehr unentwirrten Problemen zu belasten, von der die Ver- <lb/>  
treter der wissenschaftlichen Medizin für ihr Teil keineswegs <lb/>  
freizusprechen sind; dazu unser neuestes Schoßkind und Völker- <lb/>  
übel die Hygiene, in deren unfehlbarem Namen nächstens <lb/>  
jeder Schulbube Protest einlegt, wenn er sich um ein paar <lb/>  
Kubikmeter der ihm von dieser unermüdlichen Gesetzemacherin <lb/>  
zuerkannten Luft, oder um einen halben Sonnenstrahl be- <lb/>  
nachteiligt glaubt, dies alles miteinander trägt wohl mit Schuld <lb/>  
daran. <lb/>

Und daneben hat bekanntlich ein jeder noch am eigenen <lb/>  
Leib ein stets bereites Versuchsobjekt für private Gesundheits- <lb/>  
lehre, Diagnose und Therapie, zu welch letzterer ihm die <lb/>  
Hilfsmittel aus der Oeffentlichkeit ebenfalls massenhaft ange- <lb/>  
priesen und zugänglich gemacht werden. Was Wunder wenn <lb/>  
da, bei dem einerseits so natürlichen und andererseits so von <lb/>  
allen Seiten angeregten und wacherhaltenen Interesse für die <lb/>  
Wissenschaft vom gesunden und kranken Menschen, auch die <lb/>  
Meinung von einer besonderen persönlichen Begabung dafür <lb/>  
anfängt in vielen Köpfen zu spuken. Und was Wunder, <lb/>  
wenn die Frauen, die als die hauptsächlichsten Krankenpflege- <lb/>  
rinnen der ganzen Welt zu diesen Dingen schon von amts- <lb/>  
wegen herangezogen werden, dabei im Vordertreffen stehen. <lb/>

Nur beruht in hundert Fällen die Sache auch bei ihnen auf <lb/>  
Aberglauben. Man muß da hineingesehen haben. Nicht ein- <lb/>  
mal auf ihrem ureigensten Grund und Boden, der häuslichen <lb/>  
Gesundheitspflege und Krankenwartung, wäre allen die Note <lb/>  
„genügend" auszustellen. Es giebt ihrer gar nicht wenige, <lb/>  
die in dem, was dazu gehört, von Natur schwächere Veran- <lb/>  
lagung zeigen als der nächste beste Mann. Mütter, die ein <lb/>  
Viertel- oder Halbduzend Kinder aufziehen, sich dieser Aus- <lb/>  
gabe mit Treue und gutem Willen widmen, und die es doch <lb/>  
nie soweit bringen können, vem Geheimnis einer vernünftigen <lb/>  
Ernährungsweise ihrer Sprößlinge, oder einer den jeweiligen <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. <lb/> 3

Witterungsverhältnissen entsprechenden Kleidung derselben de- <lb/>  
finitiv auf die Spur zu kommen, die weder imstande sind, <lb/>  
eine kindliche Verdauungsstörung nach Ursache und Wirkung <lb/>  
so zu beurteilen, daß der gleiche Fehler nicht immer und<lb/>  
ewig wieder gemacht werde, noch ein wundgefallenes Knie<lb/>  
oder Schienbein so sachgemäß zu verbinden, daß der Verband <lb/>  
auch nur einen Tag lang ordentlich festhält. <lb/>

Von der Kunstthätigkeit junger Damen im Kranken- <lb/>  
zimmer gar nicht zu reden. Was einem an Zufallswirtschaft <lb/>  
gelegentlich da vorgewiesen wird, kann völlig interessant sein. <lb/>  
Die Unordnung: schief hängende Bilder und schiefgezogene <lb/>  
Rouleaux, halboffene Schränke und hälftig herausgezogene <lb/>  
Schubfächer, für fiebermatte Augen eine solche Pein; die <lb/>  
Zeitlosigkeit, die mit der Arznei, oder der Suppe, oder dem <lb/>  
Priesnitz-Umschlag immer eine Viertelstunde zu früh, oder, <lb/>  
was noch häufiger, eine halbe zu spät kommt; die Ungeschick- <lb/>  
lichkeit, die auch am fünften oder sechsten Tag noch nicht <lb/>  
weiß, wie dem Leidenden die Kissen zu legen sind, oder wie <lb/>  
es angegriffen werden muß, um seinem Wein den angemessenen <lb/>  
Wärmegrad beizubringen; die Vergeßlichkeit, die dreimal mit <lb/>  
der Thür des Krankenzimmers klappert, weil bei dem Abend- <lb/>  
essen des Patienten erst die Serviette fehlt, dann das Salz- <lb/>  
faß und schließlich der Compotlöffel. Anderer Mängel mehr <lb/>  
sittlicher Natur, der Bequemlichkeit und Selbstsucht, der un- <lb/>  
begründeten Aeußerungen von übler Laune und Ungeduld, <lb/>  
auch dem Hilflosen gegenüber, nicht zu erwähnen. Das sind <lb/>  
lauter Dinge, die vorkommen. Der wahrheitsgetreue Bericht- <lb/>  
erstatter hat auch sie beim Namen zu nennen. Er kann dies <lb/>  
um so unbefangener, als jedem bösen Beispiel hier mindestens <lb/>  
fünf gute und zum Teil vortreffliche entgegengesetzt werden können. <lb/>

Gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen <lb/>  
Studium beweisen sie selbstverständlich nichts, wohl aber thun <lb/>  
sie dar, daß, wenn unter ihnen diejenigen nicht gar zu selten <lb/>  
sind, die für das, was auf ihren bisherigen Leistungsgebieten <lb/>sich am nächsten mit dem ärztlichen Beruf berührt, wenig <lb/>  
oder kein Talent besitzen, auch die Zahl derer, die für diesen <lb/>  
Beruf selbst tauglich mären, im ganzen vielleicht doch geringer <lb/>  
sein dürfte, als im Eifer für die Sache bisher an manchen Orten <lb/>  
angenommen wurde. Ebenso wird die Frage, ob unter den <lb/>  
Frauen, die wissenschaftlicher Ausbildung fähig sind, ein größerer <lb/>  
Prozentsatz sich finde, die hervorragende Veranlagung für die <lb/>  
Medizin zeigen, als unter der gleichen Anzahl studierender <lb/>  
Männer, theoretisch nicht entschieden werden können. Aber <lb/>  
sie führt weiter zu der zweiten: auf welche seiner spezifischen <lb/>  
Eigenschaften stützt das weibliche Geschlecht die Annahme, ge- <lb/>  
rade für das Studium und die Ausübung der Heilkunde be- <lb/>  
sondere Befähigung zu besitzen; und von da naturgemäß zu <lb/>  
der dritten: welcher Eigenschaften bedarf ein Individuum <lb/>  
überhaupt, um ein guter Arzt zu sein? Und zwar muß diese <lb/>  
dritte Frage vor der zweiten in Erwägung genommen werden. <lb/>

Legt man sie einem kleinern oder größern Kreis von <lb/>  
Menschen vor, so wird man finden, daß ihre Beantwortung <lb/>  
allen verhältnismäßig rasch von der Zunge springt. Jeder- <lb/>  
mann scheint über diese Materie schon nachgedacht zu haben. <lb/>  
Denn der Glücklichen sind wenige, die nach der Richtung <lb/>  
ohne persönliche Erfahrung durchs Leben gehen. Den meisten <lb/>  
unter uns ist die Gelegenheit dazu, sei es um eigener oder <lb/>  
fremder Leiden willen, reichlich genug geboten. In den Einzel- <lb/>  
urteilen zeigt sich häufig ein geradezu verblüffender Egoismus. <lb/>  
Kein Anspruch an Intelligenz, Gemüt und Geschicklichkeit des <lb/>  
Arztes, der nicht ohne weiteres erhoben würde; es scheint, <lb/>  
als ob die Schranken menschlicher Unzulänglichkeit, die uns <lb/>  
alle bannen, nur für ihn nicht vorhanden sein dürften. Auf <lb/>  
der andern Seite liegt darin freilich auch ein beinahe rühren- <lb/>  
des Eingeständnis unendlicher Hilfsbedürftigkeit und unge- <lb/>  
messenen Vertrauens. Von individueller Färbung sind diese <lb/>  
Urteile in der Regel nicht freizusprechen; die Art der Krank- <lb/>  
heit, mit der die Betreffenden an sich oder andern vielleicht <lb/>

just beschäftigt sind; das Maß der Zufriedenheit mit dem <lb/>  
jeweiligen Arzt spiegeln sich deutlich darin wieder. Vergleicht <lb/>  
man sie aber untereinander, so stimmen in den hauptsächlichsten <lb/>  
Punkten doch alle überein, und man wird nicht fehlgehen, <lb/>  
wenn man sagt, daß der Begriff des guten Arztes im all- <lb/>  
gemeinen zu den festgestellten gehöre. <lb/>

Auf der Dreieinheit von Wissen, Lieben und Können be- <lb/>  
ruht auch hier vollkommenes Leben. <lb/>

Ein guter Arzt muß in erster Linie etwas Tüchtiges ge- <lb/>  
lernt haben, er muß ein reiches Maß der seine Wissenschaft <lb/>  
umfassenden Kenntnisse besitzen, aber wirklicher Kenntnisse, <lb/>  
nicht bloßer Gedächtnisdinge, die für das Staatsexamen in <lb/>  
kurzer und auf kurze Zeit zusammengerafft worden sind; er <lb/>  
muß im stände sein, innerhalb der Weiterentwicklung seines <lb/>  
Faches mit eigenem Urteil sich zurechtzufinden. Philosophischer <lb/>  
Schulung sollte er nicht ganz entbehren, und zwar einer etwas <lb/>  
eingehenderen als ihm seinerzeit die Prima des Gymnasiums <lb/>  
vermittelte. Nicht sowohl um der Gefahr einseitiger Fach- <lb/>  
ausbildung damit entgegenzuwirken, was bei der so ganz an- <lb/>  
ders gearteten und in ganz anderer Methode sich bewegenden <lb/>  
Philosophie doch zweifelhaft bleiben könnte, sondern weil die <lb/>  
Fähigkeit, sich klare Vorstellungen zu bilden, das einzeln Er- <lb/>  
kannte zum Ganzen zu ordnen und wiederum vom Ganzen <lb/>  
aus das Einzelne zu begreifen, auch in verwickelteren Fällen <lb/>  
das Verhältnis von Ursache und Wirkung folgerichtig festzu- <lb/>  
stellen, die für Diagnose und Verordnung von gleich großem <lb/>  
Wert sein kann, an ihrer Hand am leichtesten vertieft und zur <lb/>  
Vollkommenheit herangezogen wird. <lb/>

Der enge Zusammenhang von Leiblichem und Geistigem <lb/>  
erfordert ferner, daß der gute Arzt ein nicht ungeübter Psycho- <lb/>  
loge sei. Er muß Kunde haben von den Gesetzen mensch- <lb/>  
lichen Seelenlebens; er muß fähig sein, auch die gemütliche <lb/>  
und sittliche Beschaffenheit der ihm Anvertrauten in den Kreis <lb/>  
seiner Beobachtung zu ziehen, und wenn die Umstände es ge- <lb/>bieten darauf einzuwirken. Darum sind auch die Ansprüche, <lb/>  
die an seine allgemeine Bildung erhoben werden müssen, <lb/>  
keineswegs geringe. Nichts Menschliches soll ihm fremd sein; <lb/>  
und wenn er auf der einen Seite der Anschauungsweise der <lb/>  
Geringeren Rechnung zu tragen vermag, so sollte er auf der <lb/>  
andern auch der Ideen- und Jnteressenwelt der Besterzogenen <lb/>  
aus seinem eigenen Bewußtsein heraus mit Verständnis gegen- <lb/>  
über stehen. <lb/>

In keinem Beruf aber, der auf wissenschaftlicher Aus- <lb/>  
bildung fußt, hat das Wissen so unmittelbar in Können sich <lb/>  
umzusetzen, als im ärztlichen. Der gute Arzt muß deshalb <lb/>  
ganz entschieden zugleich ein praktischer Mensch sein. Von  
den äußern und innern Eigenschaften, die einem dazu ver-  
helfen, sollte er die unumgänglichsten auf jeden Fall besitzen.  
Das scharfe und geübte Auge, den sichern Blick, der Wesent-  
liches und Unwesentliches leicht scheidet, ein feines Ohr, die  
feste, zur Fertigkeit herangebildete, aber linde Hand. Daneben  
die Gabe des raschen Urteils, jene Sammlung des Geistes,  
die auch im kritischen Augenblick ihrer selbst gewiß ist, ein  
gutes und williges Gedächtnis, jene Sorte von disziplinierter  
Phantasie, die nicht spielt und nicht rät, sondern sich besinnt.  
Wie schätzbar es sein kann, wenn der Arzt auch Dinge des  
praktischen Lebens, die nicht unmittelbar in seiner Bahn liegen,  
seiner Beachtung wert hält, wenn z. B. die edle Kunst des  
Kochens kein unbekanntes Land für ihn ist, weiß nur der zu  
würdigen, der den weisen Rat eines also Erleuchteten in sub-  
tilem Fall sich schon zu nutze machen durfte.

Und doch, Wissen und Können thun's nicht allein. Schlägt  
man den kleinen Brockhaus nach, so findet man zum Worte  
Arzt folgende Erklärung: „ein Mann, welcher sich ausschließ-  
lich dem Heilen der Kranken widmet". Wie nahe diese  
überaus kühne Definition der Wirklichkeit kommt, darüber  
können die Ansichten auseinandergehen. Es giebt arme Skep-  
tiker unter uns, die fest behaupten, daß hier ein Druckfehlervorliege, und daß im Manuskript hinter dem Wort „aus- <lb/>  
schließlich" die Worte „aber erfolglos" jedenfalls ursprünglich <lb/>  
gestanden haben müßten. Lassen wir's dahingestellt. Den <lb/>  
stärksten Pessimismus in Bezug auf ihre Kunst findet man <lb/>  
freilich unter den Heilkünstlern selbst, und „wir besitzen über- <lb/>  
haupt kein einziges Heilmittel, wir können nicht einmal einen <lb/>  
Schnupfen kurieren", sind öffentlich gesprochene Worte aus <lb/>  
ärztlichem Mund. Aber so schlimm sieht es ja, Gott sei Dank, <lb/>  
doch nicht aus. <lb/>

Der Wahrnehmung kann allerdings auch der zutrauens- <lb/>  
vollste Laie sich nicht mehr verschließen, daß so entschiedene <lb/>  
Fortschritte bezüglich der Erforschung von Krankheitserregern, <lb/>  
der Untersuchung und Feststellung von krankhaften Verän- <lb/>  
derungen am menschlichen Körper auch gemacht worden sind, <lb/>  
die Ausbildung der Therapie damit nicht gleichen Schritt ge- <lb/>  
halten hat. Man hat etliche der unverschämtesten Bazillen <lb/>  
gezwungen, sich unter der Linse des Mikroskops der Beobach- <lb/>  
tung zu stellen, über einige weitere denselben Sieg für die <lb/>  
Zukunft wenigstens einstweilen verkündigt; man studiert die <lb/>  
Lebensbedingungen der Gefundenen nach allen Richtungen, <lb/>  
Legionen von Mäusen und Fröschen, den geduldigen Blut- <lb/>  
zeugen wissenschaftlicher Mutmaßung, werden den betreffenden <lb/>  
Versuchen geopfert. Für die leidende Menschheit jedoch ist <lb/>  
bis jetzt nicht allzuviel Greifbares dabei herausgekommen. <lb/>  
Die Krankheiten sind neu in Klassen eingeteilt, und mittels <lb/>  
einigen Streckens und Zwängens gelingt es dem Arzt ge- <lb/>  
wöhnlich, auch die minder durchsichtigen Fälle in dem Pro- <lb/>  
krustesbett irgend einer Krankheitsschablone unterzubringen, <lb/>  
aber auf die Frage des Kranken: „werde ich geheilt, und <lb/>  
wie werde ich geheilt?" ist die Antwort meist nicht so prompt <lb/>  
bei der Hand. <lb/>

Der moderne Arzt, mit Ausnahme mancher jüngern, die <lb/>  
oft Vielthuer sind und sich freuen, möglichst Umfassendes von <lb/>  
ihrer Schulweisheit auf einmal an den Mann zu bringen, ist <lb/>

in der Regel ein behutsamer Verordner. Am liebsten hilft <lb/>  
er sich mit diätetischen Vorschriften, einer leichten Kaltwasser- <lb/>  
behandlung, etwas Massage oder ähnlichem; giebt er einmal <lb/>  
ein Rezept, so bekommt der Hilfesuchende wohl auch die An- <lb/>  
deutung mit auf den Weg, daß jetzt ein Experiment mit ihm <lb/>  
verunstaltet werde. Die Mittel dazu sind ja nur allzu reich- <lb/>  
lich vorhanden. Wie die Pilze schießen sie aus der Erde, <lb/>  
gestern bis an die Sterne erhoben und als unfehlbar aus- <lb/>  
gerufen, heute leidenschaftlich umstritten, morgen in den Kehricht <lb/>  
geworfen und verlästert. Der Arzt ist seiner leitenden Stelle <lb/>  
bei den betreffenden Versuchen manchmal noch früher über- <lb/>  
drüssig als der gläubige Versuchspudel von Patient, und wo <lb/>  
nicht ganz berechenbare alte Diener, Chinin, Jod, irgend ein <lb/>  
Opiat rc. unzweifelhaft angezeigt erscheinen, begnügt man sich <lb/>  
damit, die Natur aufmerksam im Auge zu behalten und auf <lb/>  
die Rückbildung des krankhaften Zustandes durch den Organis- <lb/>  
mus selbst zu hoffen. <lb/>

„Das alles mag recht gut passen aus die innere Medizin," <lb/>  
wirft einer ein, „aber die Chirurgie? Mit ihren riesenhaften <lb/>  
Fortschritten und großartigen Erfolgen?" <lb/>

Die Chirurgie allerdings. Die überzahlt die Hilfsmittel, <lb/>  
die -ihr aus andern Künsten und Gewerben in immer vor- <lb/>  
züglicherer Beschaffenheit zur Hand geliefert werden, klopft <lb/>  
mit vergnügtem Lachen auf ihre wohlgefüllte Jnstrumenten- <lb/>  
tasche, sieht sich in ihren prachtvollen Operationssälen um und <lb/>  
sagt: „wir können's!" Und in der That sie kann viel und <lb/>  
wagt nicht wenig. Seitdem ihr vollends durch die hochzu- <lb/>  
preisende Antiseptik die Reinlichkeit glaubwürdig gemacht und <lb/>  
aufgezwungen wurde, verrichtet sie Dinge, die man vorher <lb/>  
nicht für möglich gehalten hätte. Aber die ehrlichen unter <lb/>  
ihren Vertretern verhehlen nicht, daß auch sie Klippen bietet, <lb/>  
die nicht umschifft werden können, daß auch ihr die Grenzen <lb/>  
gesteckt sind, viel enger zuweilen, als die beifallslustige und <lb/>  
gruselsüchtige Menge annehmen möchte. Auch ihr Sieges- <lb/>wagen geht durch Irrtümer und über Leichen. Man erfährt, <lb/>  
daß beispiellos kühne Operationen unternommen worden und <lb/>  
geglückt seien, aber wie der arme zersägte und zerstückle Mensch <lb/>  
nachher weiter lebte, erfährt man selten. Noch weniger, in <lb/>  
wie vielen der wirklich schweren Fälle der ganze sogenannte <lb/>  
Erfolg oft nur darin bestand, daß durch ein großes Schrecknis <lb/>  
und unter veränderten Qualen einem elenden Dasein die Er- <lb/>  
lösungsstunde um ein paar jammervolle Tage, Wochen oder <lb/>  
Monate hinausgerückt wurde. <lb/>

Wissen und Können thun's wirklich nicht allein, auch <lb/>  
hier nicht. Und zwar nicht nur, weil sie eben an sich Stück- <lb/>  
werk sind, selbst dort, wo sie unmittelbare Erfolge aufzuweisen <lb/>  
haben. Der gute Arzt weiß, daß er überall, wo er in voller <lb/>  
Ersprießlichkeit wirken will, ein Drittes mitzubringen hat, <lb/>  
etwas von jenem Ausfluß gottähnlichen Menschentums, den <lb/>  
das Wort Liebe in sich schließt. <lb/>

In der Ueberlieferung unzähliger Familien, im Bewußt- <lb/>  
sein von Tausenden einzelner lebt, sei's in Erinnerung oder <lb/>  
Gegenwart, die Persönlichkeit irgend eines Arztes, an dem <lb/>  
alle mit dem höchsten Vertrauen und unauslöschlicher Dankbar- <lb/>  
keit hängen. Forscht man aber nach, wie das so gekommen, <lb/>  
so wird hundertmal nicht von glänzender Erweisung geistiger <lb/>  
Kraft, nicht von einem Heldentum rettender Thaten die Rede <lb/>  
sein, sondern davon, daß der Mann denen, die ihn also wert <lb/>  
hielten, vor allem auch als ein guter Mensch bekannt geworden <lb/>  
war. Was man in erster Linie an ihm zu rühmen pflegt, ist <lb/>  
die volle Hingabe seiner Gesinnung an die Forderungen des <lb/>  
erwählten Berufs, die jederzeit willige Hilfsbereitschaft, die <lb/>  
Geduld, die nicht in Gleichgültigkeit und Stumpfheit wurzelt, <lb/>  
sondern in wohlwollendem Verstehen sremder Schwäche und <lb/>  
Not, die Freundlichkeit, die nicht verschmäht, auch einmal ein <lb/>  
tröstendes Wort zu sprechen, der gelassene Mut, der ermuntert, die <lb/>  
feine Sitte,die vertraulich macht, die zuverlässige Verschwiegenheit. <lb/>

Wendet man nun die Frage wieder rückwärts und sieht <lb/>zu, für welche von den aufgezühlten Attributen des guten <lb/>  
Arztes die Frauen vermöge ihres eigentümlichen Gefüges <lb/>  
etwa stärker, für welche schwächer veranlagt seien, so darf <lb/>  
erfreulicherweise festgestellt werden, daß die Zahl der erstern <lb/>  
sich jedenfalls höher beläuft als die der letztern. <lb/>

Den Fluch, daß die Frauen zu wissenschaftlicher Arbeit <lb/>  
nicht brauchbar seien, hat im letzten Drittel des neunzehnten <lb/>  
Jahrhunderts die Wissenschaft selbst von ihnen genommen. <lb/>  
Dagegen also, daß unter ihnen solche sich finden, die mit dem <lb/>  
wissenschaftlichen Teil der Heilkunde fertig zu werden ver- <lb/>  
möchten, ist nichts weiter zu erinnern. Derer, die für philo- <lb/>  
sophische Dinge, sogar für Systeme, gar kein schlechtes Ver- <lb/>  
ständnis beweisen, giebt es jetzt schon genug, und was Psycho- <lb/>  
logie anbelangt, so sind sie, wenigstens in deren praktischer <lb/>  
Anwendung, ohnehin obenauf. Nicht nur in jener Form frem- <lb/>  
der Seelenerforschung, die man mit einem bösen Wort auch <lb/>  
Klatsch benennen könnte, sondern ganz ernsthaft und nutzen- <lb/>  
stistend in der leichten und treffsicheren Art, die Lichtweite einer <lb/>  
menschlichen Erscheinung zu messen. Ihre Fähigkeit vollends, <lb/>  
sich allgemeine Bildung anzueignen, unterliegt keinem Zweifel. <lb/>  
Was einer großen Zahl unter ihnen mit den mangelhaften <lb/>  
Hilfsmitteln, die ihnen seither fast allein zugänglich waren, <lb/>  
darin bis heute gelang, ist ja bloß staunenswert. <lb/>

Eher wäre daran zu denken, daß einige der für das <lb/>  
Können des Arztes notwendigen Dinge den Frauen vielleicht <lb/>  
nicht fo mühelos zur Verfügung stünden. Die Sinne zwar <lb/>  
lassen sie selten im Stich; Gesicht und Gehör sind bei ihnen <lb/>  
durchaus nicht weniger gut ausgestattet als beim männlichen <lb/>  
Geschlecht, die übrigen drei bei vielen der feinsten Ausbildung <lb/>  
fähig. In Bezug auf Raschheit und Klarheit der sinnlichen <lb/>  
Wahrnehmung werden darum die Frauen den Männern schwer- <lb/>  
lich nachstehen. Auch ihre feinsingerigen, geschmeidigen und <lb/>  
schmalen Hände, die doch in der Regel geschickt und häufig <lb/>  
überraschend fest und ausdauernd zuzugreifen verstehen, wären, <lb/>zumal in der Frauen- und Kinderbehandlung, ein kaum hoch <lb/>  
genug anzuschlagender Vorteil. Ob die bestimmte Form von <lb/>  
willigem Gedächtnis, wie der Arzt sie braucht, ein Geistes- <lb/>  
oder Gemütsprodukt sei, ist zweifelhaft. Man kann sie zurück- <lb/>  
führen einfach auf einen, auch nach dieser Richtung gut ge- <lb/>  
fügten und gut arbeitenden Verstandesapparat; das Vermögen, <lb/>  
schon einmal vorhanden gewesene Vorstellungen, früher Ge- <lb/>  
hörtes und Gesehenes mit Leichtigkeit wieder in die Erinne- <lb/>  
rung zu rufen oder gar nicht daraus entschwinden zu lassen, <lb/>  
kann aber auch aus einem feingewöhnten Gewissen hergenom- <lb/>  
men werden, das unter der Gewalt der Liebe steht. Vielleicht <lb/>  
trifft beim Mann das erste öfter zu, bei der Frau das zweite; <lb/>  
keinesfalls ist die letztere darin verkürzt. <lb/>

Daß die Frauen mit solchen Mitteln keine schlechten <lb/>  
Diagnostiker abgäben, versteht sich von selbst. Auch die größere <lb/>  
Lebhaftigkeit ihrer Phantasie würde sie hier unterstützen; schwerer <lb/>  
möchte ihnen schon fallen, das Rößlein dieser Einbildungskraft <lb/>  
gelegentlich vor allzuweitem Ausgreifen zu behüten. Keck in <lb/>  
die Vorposten zu sprengen ist Frauensache. Und daß dicht <lb/>  
daneben bei ihnen doch wieder die Zaghaftigkeit liegt, ein ge- <lb/>  
wisser Mangel an Selbstvertrauen, daß diese beiden imstande <lb/>  
sein könnten, der einen oder andern die verläßliche Gegenwart <lb/>  
des Geistes, die kaltblütige Entschlossenheit, die unerschrockene <lb/>  
Ruhe auch emmal da zu gefährden, wo sie über dieselben <lb/>  
uneingeschränkt gebieten sollte, darf nicht vollkommen in Ab- <lb/>  
rede gezogen werden. <lb/>

Eine vernunftgemäßere Erziehung würde daran natürlich <lb/>  
sehr viel bessern. Bis jetzt hat man die armen Dinger aus <lb/>  
thörichter Furcht, sie durch ein entschiedeneres Anfassen am <lb/>  
Ende „unweiblich" zu machen, in derartigen Unzulänglich- <lb/>  
keiten immer nur bestärkt. Von denen, die in Zukunft nicht <lb/>  
mehr im Hinblick auf ein verschwommenes und schwankendes, <lb/>  
sondern auf das feste Ziel einer bestimmten Berufsthätigkeit <lb/>  
erzogen werden, wird davon sicher das meiste ganz von selbst <lb/>

abfallen. Und endlich, ihr Augenmerk auf speziell Praktisches <lb/>  
zu lenken, Angelegenheiten des Haushalts, der Küche u. s. w. <lb/>  
in verständnisvolle Erwägung zu nehmen, die einschlägigen <lb/>  
Verhältnisse im einzelnen Fall deutlich zu überblicken, wie es <lb/>  
in der Privatpraxis oft so geboten und förderlich wäre, vom <lb/>  
männlichen Arzt aber nicht immer in entsprechender Weise <lb/>  
geübt zu werden vermag, würde den weiblichen Doktoren wahr- <lb/>  
scheinlich leicht genug von der Hand gehen. <lb/>

Ist es der Frau somit gegeben, sich mit dem Wissen und <lb/>  
Können des ärztlichen Berufes auf zufriedenstellende Art ab- <lb/>  
zufinden, so werden ihr die Forderungen der allgemeinen <lb/>  
Menschenliebe, die ein guter ärztlicher Berufsarbeiter zu er- <lb/>  
füllen hat, nicht größere Schwierigkeiten bereiten. Die vox <lb/>  
xopuU, welche dem Weib, als der Vertreterin des Gefühls- <lb/>  
lebens, auch die stärkste Liebeskraft zuschreibt, ist im Recht. <lb/>  
Nicht in dem Sinn, als besäße nun jede einzelne ein Mono- <lb/>  
pol daraus, als wäre sie durch ihre Geschlechtszugehörigkeit <lb/>  
schon ein Held der Nächstenliebe. Keineswegs. Viel grau- <lb/>  
samer Egoismus, mit allen seinen lächerlichen und schrecklichen <lb/>  
Begleiterscheinungen, viel neidgeborene Hartherzigkeit läuft in <lb/>  
Weiberkleidern, oft unter angenommenen leutseligen Gebärden <lb/>  
auf der Welt umher. Das mißhandelte Stiefkind ist kein <lb/>  
bloßes Scheinding des Märchens, die bittere, mißgönnende <lb/>  
Schwiegermutter nicht eine bloße Erfindung der Sage. Die <lb/>  
lieblose Gattin, die gewissenlose Mutter auch ihrer eigenen <lb/>  
Kinder, die verknöcherte alte Jungfer, die unbarmherzige Herrin <lb/>  
bestehen in Wirklichkeit. <lb/>

Aber wenn auch Hunderttausende nicht mitzureden würdig <lb/>  
sind, wo es sich um Liebe und wahrhafte Liebesthätigkeit han- <lb/>  
delt, das Geschlecht ist dennoch in der Sache Virtuos. Alles, <lb/>  
was dem guten Arzt aus dem Grund eines menschlich ge- <lb/>  
sinnten Herzens stießen muß, genießt innerhalb des weiblichen <lb/>  
Seelenbaues Vorzugsrechte. Das Pflichtgefühl kann in einem <lb/>  
normal geordneten Weibe unschwer und nachhaltig geweckt <lb/>werden; Hilfsbereitwilligkeit, Opfermut, Geduld, Freundlich- <lb/>  
keit, gute Sitte, sind echte Frauentugenden. „Auch die Ver- <lb/>  
schwiegenheit?" fragt man und lacht. <lb/>

Gewöhnlich rechnet man sie nicht dazu; aber es gäbe ein <lb/>  
langes und nicht leicht abzuschließendes Kapitel, wollte man <lb/>  
untersuchen, ob diese treffliche Eigenschaft auf der Männer <lb/>  
Seite im allgemeinen um soviel stärker gehandhabt werde. <lb/>  
Wer zufällig in großen Handelsstädten gelebt hat, wo Nach- <lb/>  
rede, Familien- und Stadtklatsch an der Börse erzeugt und <lb/>  
von dort in Umlauf gesetzt werden, besitzt darüber mancherlei <lb/>  
Erfahrungen. Nur sind sie leider sehr verneinender Art. Auch <lb/>  
was an andern Orten auf dem Weg des Amtsgeheimnisses sich <lb/>  
zu verbreiten pflegt, ist mitunter erstaunlich. Im übrigen soll <lb/> <lb/>  
keinen Augenblick angestanden werden, unsern künftigen <lb/>  
weiblichen Aerzten die treueste Verschwiegenheit zu empfehlen <lb/>  
mit dem nachdrücklichen Hinweis darauf, daß, wer innerhalb <lb/>  
des ärztlichen Berufes nicht fest entschlossen ist, diese edle <lb/>  
Tugend jederzeit und bedingungslos zu üben, auf einwand- <lb/>  
freie Ehrenhaftigkeit keinen vollen Anspruch mehr erheben kann. <lb/>

Haben die bisherigen Untersuchungen dargethan, daß wie <lb/>  
unter den Männern so auch unter den Frauen immer nur <lb/>  
eine beschränkte Zahl für den ärztlichen Beruf geeignet sein <lb/>  
werde, so ist durch sie jedenfalls auch soviel klar geworden, <lb/>  
daß die letztern durch ihr Frauentum an sich dabei nicht ge- <lb/>  
hindert, vielmehr nach manchen Seiten wesentlich gefördert <lb/>  
werden würden. <lb/>

Aber selbst wenn ihre Natur sich zu der Sache weniger <lb/>  
günstig und entgegenkommend verhielte, der Ruf nach weib- <lb/>  
lichen Aerzten müßte gehört werden. Er wird ja erhoben nicht <lb/>  
nur um derer willen, denen dadurch neue, in geistiger und <lb/>  
materieller Beziehung lohnendere Bahnen eröffnet werden sollen, <lb/>  
sondern noch dringender, noch berechtigter von der großen Zahl <lb/>  
solcher, die sich selbst und ihre Töchter, oder soweit es Männer <lb/>  
sind, ihre Gattinnen davon befreien wollen, bei allen gesund- <lb/>heitlichen Störungen ausschließlich auf männliche Beratung <lb/>  
und Hilfe angewiesen zu sein, und sich dabei, je nach der Be- <lb/>  
schaffenheit des Uebels, den peinlichsten Erörterungen und <lb/>  
Manipulationen aussetzen zu müssen. <lb/>

So lange das Ammenmärchen von der geistigen Minder- <lb/>  
wertigkeit des Geschlechts Ueberzeugungskrast besaß, war da- <lb/>  
gegen nichts zu machen und die Frauen, die mit allen Mitteln <lb/>  
der Unterdrückung gezwungen wurden, selbst daran zu glauben, <lb/>  
mußten sich abfinden mit dem, was über sie verhängt ward, <lb/>  
so gut sie vermochten, in Zorn oder Qual. Im Licht der <lb/>  
befreienden Erkenntnis aber, das die neue Zeit auch in diese <lb/>  
willkürlich verdunkelte Ecke wirft, kann dieses Muß nicht anders <lb/>  
mehr bezeichnet werden als barbarisch. <lb/>

Auf der Schamhaftigkeit des Weibes beruht ein Teil <lb/>  
unserer Sittlichkeit. Sie ist ihm angeboren, wird ihm aner- <lb/>  
zogen, sie gilt für eine seiner unentbehrlichsten Tugenden, für <lb/>  
einen seiner stärksten Reize; ihr sichtbarer Ausdruck, das Er- <lb/>  
röten, wird besungen von den Dichtern aller Zeiten, wo sie <lb/>  
fehlt, ist auch echte Weiblichkeit zu Ende. Ist es nun nicht <lb/>  
vollständig absurd und grausam dazu, die kranke Frau, deren <lb/>  
Empsindungsleben doch, wie das aller Leidenden, soviel als <lb/>  
möglich zu schonen wäre, immer wieder vor die Notwendig- <lb/>  
keit zu stellen, dem, was als ein Bestes und Edelstes an ihr <lb/>   
gepriesen wird, was sie selbst als solches erkennt und hegt, <lb/>  
ins Angesicht zu schlagen, ihm erniedrigende Gewalt anzuthun? <lb/>

Auch von den erbostesten und frivolsten Frauengegnern <lb/>  
hat bis jetzt noch keiner zu leugnen gewagt, daß dem Geschlecht <lb/>  
damit etwas in der That Unleidliches, und von der unge- <lb/>  
heuren Mehrzahl als unleidlich Empfundenes zugemutet wird; <lb/>  
den Abgeordnetenkammern von Württemberg und Baden blieb <lb/>  
es in den letzten zehn Monaten vorbehalten, je einen Mann <lb/>  
zu stellen, der es unternahm, in öffentlicher Sitzung auch <lb/>  
daran mit zweifelndem Wort zu rühren. Diesen Herren <lb/>  
wäre zu sagen, daß sie damit an etwas herangetreten sind, <lb/>

wofür es unter den Männern überhaupt keine Sachverständigen <lb/>  
giebt. Kaum unter den Aerzten. Ob und wie stark durch <lb/>  
die betreffenden Verhältnisse das weibliche Schamgefühl be- <lb/>  
leidigt werde, darüber entscheidet doch wohl allein die Frau. <lb/>

Die Frauen leisten in der Sache gewöhnlich, was sie <lb/>  
können. Einem vertrauten Hausarzt gegenüber, dem sie zu <lb/>  
Dank verpflichtet ist, thut gewiß jede alles, um auch in pein- <lb/>  
licheren Fällen sich und ihm die gemeinsame Arbeit nicht zu <lb/>  
erschweren dadurch, daß sie ihre Furcht oder Scheu unverhüllt <lb/>  
zu tage treten läßt; was die Selbstbeherrschung sie im stillen <lb/>  
dennoch kostet, braucht ja weder er noch sonst jemand zu <lb/>  
wissen. Sie ist nach Kräften bemüht, die gleiche Selbstbe- <lb/>  
herrschung auch bei Beratungen mit fremden Aerzten zu üben, <lb/>  
und zuweilen gelingt ihr dies noch besser hier als dort. Jüngere <lb/>  
Aerzte namentlich — die älteren wissen eher richtigen Bescheid <lb/>  
— ziehen aus dieser scheinbaren Gelassenheit leicht den Schluß, <lb/>  
daß sie auf innerem Gleichmut überhaupt beruhe und folgern <lb/>  
daraus weiter, der ganze Lärm an sich sei übertrieben, und die <lb/>  
Frauen nähmen die Sache gar nicht einmal schwer. Ihnen <lb/>  
wäre zu raten, dieselbe ihrerseits lieber etwas weniger gering- <lb/>  
fügig abzuschätzen, denn hinter den Coulissen sieht es anders aus. <lb/>

Alan muß den Verzweiflungsschrei gehört haben, mit <lb/>  
dem zumal Personen jugendlichen Alters, seien es nun Ehe- <lb/>  
frauen oder Mädchen, auf das erstmals gestellte Ansinnen <lb/>  
antworten, sich in die Behandlung eines Unbekannten, vor <lb/>  
allem eines Gynäkologen zu begeben, das leidenschaftliche „ich <lb/>  
kann nicht!" das oft erst nach geraumer Zeit aufreibenden <lb/>  
Kampfes, erst wenn die körperlichen Beschwerden unerträglich, <lb/>  
oder die Familienrücksichten, um die es sich so oft handelt, <lb/>  
unabweislich geworden sind, untergeht in einem bitteren „ich <lb/>  
muß". Und wie häufig gewinnt das „ich kann nicht" die <lb/>  
Oberhand. „Es ist eine schmerzliche, aber unwiderlegliche <lb/>  
Thatsache," sagt Professor Dr. Hermann v. Meyer in Zürich, <lb/>  
„daß eine unverhältnismäßig große Zahl von Frauen einem <lb/>dauernden Siechtum verfällt, weil natürliche weibliche Scheu <lb/>  
sie davon abhält, sich beizeiten an einen männlichen Arzt zu <lb/>  
wenden. Die Frau als Arzt der Frau — sie könnte hier <lb/>  
unberechenbaren Segen stiften." H <lb/>

Oder aber der Widerstand wird überwunden, die „Ver- <lb/>  
nunft" bleibt Sieger, die Sache nimmt ihren Lauf. Der <lb/>  
Gang zu dem mehr oder weniger berühmten Spezialisten wird <lb/>  
angetreten. Bei dem, was die arme Frau ihm vorzutragen <lb/>  
hat, handelt es sich möglicherweise um Anomalien, die in ihrer <lb/>  
eigenen Körperbeschaffenheit gar nicht begründet, die nur des- <lb/>  
halb erworben sind, weil sie gerade mit ihrem Mann in der <lb/>  
Ehe lebt. Der Arzt beginnt mit seinen Fragen. Viele davon <lb/>  
versteht sie kaum, sie müssen ihr erst gedeutet werden. Sie <lb/>  
soll Aussagen machen über Dinge, Rechenschaft geben über <lb/>  
Vorgänge, von denen sie bis jetzt gar nicht wußte, daß sie <lb/>  
überhaupt in Worte zu fassen seien. Und nun steht mit <lb/>  
dieser Forderung ein Mann vor ihr, den sie vielleicht in ihrem <lb/>  
Leben zum erstenmal sieht. Er ist ja ernst und gütig, bis <lb/>  
zu einem gewissen Grad ermißt er ihre Not und nimmt Rück- <lb/>  
sicht; aber er darf sie nicht schonen, wenn er gewissenhaft <lb/>  
sein will, muß er eindringen in das letzte Geheimnis ihres <lb/>  
Lebens, in ihre verhülltesten Empfindungen. <lb/>

Und wenn die fürchterlichen Fragen endlich verstummen, <lb/>  
kommt der Tragödie zweiter und dritter Teil: die Untersuchung <lb/>  
und die Kur. Die Unglückliche hat Auge und Hand des <lb/>  
Arztes zu dulden überall, wo er selbst es für geboten er- <lb/>  
achtet; sie hat später sich der auf Grund seiner Diagnose ver- <lb/>  
ordneten Behandlung zu unterziehen, auch wenn dabei Ver- <lb/>  
richtungen notwendig sind, die ihr Leib und Seele an jedem <lb/>  
Tag von neuem auf die Folter spannen. <lb/>

Und glücklich die, bei der das Martyrium wenigstens <lb/>  
nicht umsonst getragen wird. Aber wie häufig ist auch dieses <lb/>

') „Die Frauen und der ärztliche Beruf." Gartenlaube 1890 <lb/>  
Nr. 40.

der Fall. Die Kunst des Arztes bleibt machtlos von vorn- <lb/>  
herein, oder ein scheinbar geheiltes Uebel kehrt nach einiger <lb/>  
Zeit zurück. Und damit beginnt das Schlimmste. Ist eine <lb/>  
ausgesprochene Krankheit im Spiel, so ist dieselbe vielleicht an <lb/>  
sich so ernst, daß nach weiterer Hilfe schon deshalb gesucht <lb/>  
werden muß; oder aber es sind, wie in so vielen Fällen von <lb/>  
Kinderlosigkeit, Familiengründe dafür maßgebend, kurz, das <lb/>  
arme Opfer findet keine Ruhe mehr. Es wird herumgeschleppt <lb/>  
von einem Spezialisten zum andern, immer wieder in andere <lb/>  
Behandlungsweise genommen, immer wieder in fremde Männer- <lb/>  
hände geliefert. <lb/>

„Ach," sagt eines, „das muß man nicht so tragisch <lb/>  
nehmen; daran gewöhnt sie sich und stumpft sich ab." <lb/>

Freilich stumpft sie sich ab, das eben ist das Leidige. <lb/>  
Denn die es thun, gewinnen nicht dabei. In Geschmacksachen <lb/>  
ist niemand zu berechnen. Aber der Geschmack z. B., ein <lb/>  
Mädchen zu heiraten, das nach jener Richtung abgestumpft <lb/>  
wäre, oder gern eine derartige Gattin zu besitzen, dürfte nicht <lb/>  
allzuweit verbreitet sein. So wenig als es irgendwem ein- <lb/>  
fallen wird, ein Weib, das, was auch vorkommt, in diesem <lb/>  
Stück sich vollkommener Kaltblütigkeit rühmte, um solche Er- <lb/>  
weisung eines starken Geistes zu beneiden. Hören wir, was <lb/>  
eine junge Frau, die längere Zeit in der Behandlung eines <lb/>  
Frauenarztes stand, über dieses Kapitel zu sagen hat. Sie <lb/>  
schreibt:') <lb/>

„Alles an der Sache war entsetzlich, der Entschluß und <lb/>  
die Ausführung. Zuerst hatte ich immer nur meine Schwester <lb/>  
um Rat gefragt und eine Hebamme, die mir empfohlen wurde; <lb/>  
zwar wußten beide gar nichts, trotzdem die Schwester selbst <lb/>  
vier Kinder hat, aber es waren doch Frauen. Vor einem <lb/>  
Mann fürchtete ich mich namenlos. Und mein eigener armer <lb/>  
Mann litt fast noch mehr unter dem Gedanken, mich von <lb/>

') Mit Erlaubnis der Schreiberin abgedruckt. <lb/>einem solchen behandeln zu lassen, als ich. Wenn ich nicht <lb/>  
schließlich, um ihm Mut zu machen, mich selbst mutig gestellt <lb/>  
hätte, es wäre schwerlich je so weit gekommen. Endlich ent- <lb/>  
schlossen wir uns doch dazu. Aber, wie gesagt, es war ent- <lb/>  
setzlich von Anfang bis zu Ende. Und das Entsetzlichste von <lb/>  
allem war, daß es wirklich so etwas gab, wie ein Sichdaran- <lb/>  
gewöhnen. Es ist schier unglaublich, aber die ersten Sitzungen, <lb/>  
als die furchtbare Aufregung sich über mich breitete fast <lb/>  
wie eine Hülle, als ich meine ganze Selbstbeherrschung nötig <lb/>  
hatte, um nicht fassungslos zu werden, als der Professor <lb/>  
dies vielleicht begriff, waren verhältnismäßig noch leicht; <lb/>  
aber als eine Gewohnheit daraus wurde, als ich die Dinge <lb/>  
um mich her wieder klar und nicht mehr wie durch einen <lb/>  
Nebel sah; als der Professor zuweilen auch anderes mit mir <lb/>  
sprach, manchmal noch während er beschäftigt war, und ich <lb/>  
ihm antworten mußte, als ich dadurch aus einem regungs- <lb/>  
und willenlosen Gegenstand mich wieder in eine Persönlichkeit <lb/>  
verwandelte, da habe ich am schwersten gelitten. Ich weiß <lb/>  
nicht, ob Sie mich verstehen, aber solche, die schon ähnliches <lb/>  
erlebt haben, würden mir gewiß nachfühlen. Ich dankte Gott, <lb/>  
daß alles geschehen konnte, während meine Mutter allein bei <lb/>  
mir war und mein Mann die große Reise machte, ich hätte <lb/>  
nicht vermocht, ihm in die Augen zu sehen. <lb/>

Der Professor war ja engelsgut mit mir und so geschickt, <lb/>  
wir vertrauten ihm in jeder Weise und sind ihm ewigen <lb/>  
Dank schuldig. Aber wenn ich denke, daß ich noch einmal den- <lb/>  
selben Entschluß fassen und noch einmal alles über mich ergehen <lb/>  
lassen müßte, so sage ich: nie wieder und um keinen Preis! <lb/>  
Und der Preis waren diesmal doch unsere lieben Kinder. <lb/>  
Könnte man es denn nicht dahin bringen, daß Frauen Me- <lb/>  
dizin studieren dürften und wir Aerztinnen bekämen, wenigstens <lb/>  
für unsere speziellen Angelegenheiten? Es geht uns doch in <lb/>  
diesem Stück unglaublich hart! Auf unser physisches Teil <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. <lb/> 4ist ohnehin so viel gefallen, muß, wenn wir leidend sind, <lb/>  
immer auch gleich unsere ganze Seele mitgefoltert werden?" <lb/>

Die Schreiberin berührt flüchtig einen Punkt, der doch <lb/>  
bedeutsam genug ist, um ihn stärker zu fixieren: den ausge- <lb/>  
prägten Widerwillen so manches Ehemannes, seine Frau in <lb/>  
der eben geschilderten Weise in den Händen des männlichen <lb/>  
Arztes zu wissen. Nicht weil er diesem oder seinem Weibe <lb/>  
mißtraut, nicht einmal weil er mit so besonderer Mitempfind- <lb/>  
ung sich in die Seele des letzteren versetzt, sondern weil die <lb/>  
Vorstellung ihn peinigt, daß er das, was bis jetzt sein alleiniges <lb/>  
Eigentum gewesen, die Geheimnisse seiner Ehe, von nun an <lb/>  
zu teilen hat mit einem Fremden. Bis zu einem gewissen <lb/>  
Grad würde dies vielleicht auch zutreffen dem weiblichen Arzt <lb/>  
gegenüber, aber gewiß nicht in demselben Maß. Daß hier, <lb/>  
wenn er irgendwie feinfühlig geartet ist, der Mann vor allem <lb/>  
den Mann ausschließen muß, liegt in der Natur der <lb/>  
Dinge. <lb/>

Unter den Kurmitteln, die für eine bestimmte Reihe von <lb/>  
Frauenkrankheiten neuerdings zur Anwendung kommen, gehört <lb/>  
die gynäkologische Massage. Von einem Laien, dem schwedi- <lb/>  
schen Major Thüre Brandt, erfunden, der außerordentliche Er- <lb/>  
folge damit erzielt haben will und soll, fängt die Methode <lb/>  
an, auch in Deutschland Boden zu gewinnen. Zunächst be- <lb/>  
findet sie sich allerdings noch im Zustand grimmigen Um- <lb/>  
strittenseins. Ihre Anhänger, darunter bedeutende Aerzte, <lb/>  
rühmen ihr in gewissen, sonst schwer zu beseitigenden Leiden, <lb/>  
fast absolute Heilkraft nach und weissagen ihr eine große Zu- <lb/>  
kunft; die Gegner, unter denen Namen von hervorragendem <lb/>  
Klang, bestreiten beides, erklären die Thüre Brandt'sche Er- <lb/>  
findung vielmehr für wertlos, in ihrer Anwendung sogar für <lb/>  
vielfach gefährlich. Namentlich aber behaupten sie, das damit <lb/>  
verbundene Verfahren träte dem Schamgefühl des Weibes in <lb/>  
einer derart unerhörten Weise zu nahe, daß schon von diesem <lb/>  
Standpunkt aus die Einführung der Sache für unstatthaft <lb/>

erklärt werden müsse. Die Anhänger ihrerseits ziehen dieses <lb/>  
wiederum in Abrede. <lb/>

Daß ein von Männern hierüber geführter Streit, bei <lb/>  
dem die Stimme der Meistbeteiligten selbst, die doch wohl. <lb/>  
als die erste zu vernehmen wäre, gar nicht einmal eingefordert <lb/>  
wird, an sich schon unanständig ist, scheint niemand einzu- <lb/>  
fallen. Aber es ist so bezeichnend für unsere Zustände nach <lb/>  
der Richtung, daß der Dritte sich schon deshalb daran gau- <lb/>  
dieren könnte. Und daß doch auch unter den Männern das <lb/>  
Gefühl des an die Grenze Gekommenseins, des fernerhin <lb/>  
völlig Unthunlichen auf diesem Gebiet endlich zum Durchbruch <lb/>  
kommt, geht erfreulicherweise daraus hervor. <lb/>

Die gegen das Thüre Brandt'sche Verfahren gerichteten <lb/>  
Anschuldigungen in Betreff der Schicklichkeit entbehren in der <lb/>  
That der vollen Ursache nicht. Aus dem, was in Fach- <lb/>  
schriften darüber zu lesen ist, was durch Rede und Gegenrede <lb/>  
seiner Ankläger und Verteidiger an den Tag kommt, geht dies <lb/>  
mit leidiger Deutlichkeit hervor. Schon daß Brandt selbst, <lb/>  
eingestandenermaßen, eben darum es für rötlich hält, nie an- <lb/>  
ders als vor Zeugen zu operieren, daß die Manipulationen <lb/>  
in der Regel nur unter Beihilfe eines Assistenten ausgeführt <lb/>  
werden können, ist belastend genug. Und wenn ein sonst so <lb/>  
vorsichtig sich Ausdrückender, wie Professor Eulenburg, die <lb/>  
Behandlungsmethode des schwedischen Majors als ein in <lb/>  
Männerhänden entschieden Widerwärtiges und Verletzendes <lb/>  
bezeichnet i), so muß er für die Anwendung so brandmarkender <lb/>  
Epitheta seine triftigen Gründe haben. <lb/>

Es fragt sich nur, ob diese letzteren als so zwingend an- <lb/>  
gesehen werden dürfen, um auf sie gestützt der kranken Frauen- <lb/>  
welt ein Heilmittel zu entziehen oder wenigstens prinzipiell <lb/>  
zu entleiden, dessen Heilkraft von Aerzten, die durchaus ernst- <lb/>  
haft zu nehmen sind, als beinahe unfehlbar gepriesen wird? <lb/>

Und zwar vorzugsweise innerhalb einer Serie von Leiden, <lb/>  
die von Anfang an allerdings nicht eben zu den lebensgefähr- <lb/>  
lichen, dafür aber zu den um so häufigeren, und für die da- <lb/>  
mit Behafteten zu den daseinsstörendsten und schwersterträg- <lb/>  
lichen gehören. Müßte man nicht — damit werden wenigstens <lb/>  
die begeisterten Verfechter Thüre Brandt's gewiß einverstanden <lb/>  
sein — weit eher darauf ausgehen, der Sache Vorschub zu <lb/>  
leisten um jeden Preis? Auch um den, daß, da bloß technisch <lb/>  
ausgebildete Laien, ohne die Genialität des Erfinders, nach all- <lb/>  
gemeinem Urteil nicht dazu genügen würden, unter den Frauen <lb/>  
selbst die geschulten Aerzte erstünden, die im stände wären, <lb/>  
die gynäkologische Massage in ihre Hände zu nehmen? Oder <lb/>  
sollte man am Ende daran denken müssen, daß ein Teil des <lb/>  
Widerstands, den diese Behandlungsweise erfährt, auf die <lb/>  
Furcht vor derartigen Konsequenzen ihrer Befürwortung zurück- <lb/>  
zuführen wäre? — <lb/>

Eine Seite der sittlich-gemütlichen Beziehungen zwischen <lb/>  
dem männlichen Arzt und den Frauen, mit denen sein Beruf <lb/>  
ihn zusammenführt, darf nicht unbesprochen bleiben. Zwar <lb/>  
wäre es vielleicht klüger, vorher rechts oder links abzuschwenken, <lb/>  
denn immerhin sticht man in ein kleines Wespennest. Es <lb/>  
betrifft das häufige Sichverlieben der weiblichen Patienten in <lb/>  
ihre ärztlichen Berater. Ein Chorus von Frauenstimmen <lb/>  
wird sich erheben gegen diesen Satz und alle werden rufen, <lb/>  
daß sie das nicht thäten. Aber man lasse sich nicht beirren. <lb/>  
Freilich thun sie's; nicht alle natürlich, aber ihrer jedenfalls <lb/>  
mehr als genug. Auch geht es, besonders wenn der Brand <lb/>  
von der andern Seite nicht vorsätzlich geschürt wird, gewöhn- <lb/>  
lich rasch vorüber und dann reden sie sich ein, es sei nie gewesen. <lb/>

Relativ am seltensten wird wohl der Hausarzt von dieser <lb/>  
mehr oder minder heimlichen Anbetung betroffen; am häufigsten <lb/>  
wahrscheinlich der Spezialist für Frauenheilkunde. Wer aber <lb/>  
etwa meint, hier ein cynisches Lächeln anbringen zu können, läuft <lb/>  
doch auf falscher Spur. Die Stufenfolge ist bloß natürlich. <lb/>

Bei normalem Stand der Dinge ist der Hausarzt, wenn <lb/>  
nicht ein Freund, so doch ein guter Bekannter, ein duldsam <lb/>  
gewöhnter Mann, der gelegentlich auch mit sich unterhandeln <lb/>  
läßt und keine allzu tief einschneidenden Gehorsamsopfer for- <lb/>  
dert. Spezialfälle werden von ihm meist nur in einleitender <lb/>  
Weise behandelt, und in unserer Zeit der Arbeitsteilung ge- <lb/>  
wöhnlich durch ihn selbst dem Facharzt zugewiesen. So sind <lb/>  
auch die Augenblicke seltener, in denen seine weiblichen Pflege- <lb/>  
befohlenen ihm unter dem Einfluß großer gemütlicher Durch- <lb/>  
schütterungen gegenüberstehen, wie sie für das Keimen von <lb/>  
Liebesempfindungen in der Frauenseele den fruchtbarsten Nähr- <lb/>  
boden bilden. <lb/>

Anders liegt die Sache beim Verkehr mit dem Frauen- <lb/>  
arzt. Zu ihm kommt das kranke, oder auch nur das Rat <lb/>  
und Belehrung suchende Weib meist schon in erregtem Zu- <lb/>  
stand. Verstandesgemäßes Ueberlegen und Ueberreden hat sie <lb/>  
ja schließlich hergeführt, für das aber, was ihr nunmehr auf- <lb/>  
erlegt, wie sie gezwungen wird, ihren Willen unter einen <lb/>  
fremden Willen zu beugen, kann sie, ihrer ganzen Natur nach <lb/>  
die Leistungsmöglichkeit fast nirgends anders hernehmen als <lb/>  
aus ihrem Gefühl. In andern Dingen und auf andere Weise,  
aber nur dem geliebten Mann ist sonst das Weib in solcher  
Selbstentäußerung Unterthan. Und noch ein Bestimmendes  
tritt hinzu. Der Mann, dem sie so viel vertraut und an-  
vertraut, soll und darf gar nicht anders sein, als dieses Ver-  
trauens im höchsten Maße wert, ein ausgezeichneter Mensch  
und Walter seines Amtes. Da er ihr nun aber doch in den  
meisten Fällen ein Fremder ist, so schlägt sie den Ausweg  
ein, auf den Frauen ohnehin mit Leichtigkeit geraten, sie ver-  
hängt die Wirklichkeit mit goldenen Schleierchen und ideali-  
siert den Doktor, bis er in der Erfüllungsglorie ihrer Postu-  
late vor ihr steht. Nebenbei gesagt ein Pfad, auf dem schon  
manche Leuchte des ärztlichen Berufs rasch und direkt vom  
Vorhof in die Ruhmeshalle selbst befördert wurde.

Zu verwundern aber ist nichts dabei, wenn als Ergebnis <lb/>  
einer Unterordnung, die bis zur völligen Willenlosigkeit ge- <lb/>  
steigert werden muß, und dem vom Schani und Stolz dik- <lb/>  
tierten Bedürfnis, in dem Arzt einen nach jeder Richtung <lb/>  
Perehrungswerten zu erblicken, im Gemüt des beklommenen <lb/>  
Weibes ein schwärmerisches Gefühl sich auslöst, das sich an <lb/>  
die Person des Doktors heftet. Nichts zu verwundern, haupt- <lb/>  
sächlich aber nichts anzuklagen, bloß einiges zu begreifen. Die <lb/>  
etwaige Herzens- und Gewissensnot des weiblichen Teiles <lb/>  
abgerechnet, die allerdings peinigend genug sein kann, verläuft <lb/>  
die Sache auch gewöhnlich harmlos. Gefahr, dann freilich <lb/>  
wirkliche, liegt nur darin, wenn die Frau ein sinnlich aus- <lb/>  
nahmsweise stark belastetes Individuum, oder aber der Doktor <lb/>  
ein eitler Geselle ist, der nicht hinreichend psychologische Grüze <lb/>  
im Kopf hat, um einzusehen, daß es sich hier weit weniger <lb/>  
um sein Verdienst und Würdigkeit als um einen Akt der <lb/>  
Notwehr auf der andern Seite handelt. Hundertmal wird <lb/>  
er überhaupt gar nichts davon gewahr werden, denn in der <lb/>  
Regel sind die armen Thörinnen doch scharf auf ihrer Hut. <lb/>

Davor aber hüte er sich, die schmeichelhafte Gemütsver- <lb/>  
wirrung bei jeder Einzelnen vorauszusetzen. So oft sie ein- <lb/>  
treten mag, so oft bleibt sie auch aus, ja unter Umständen <lb/>  
entwickelt sich geradezu ihr Gegenteil. Daß eine Frau in <lb/>  
solcher Verfassung verletzlich ist, wie ein schalloses Ei, liegt <lb/>  
auf der Hand. Da genügt denn ein Wort, eine Bewegung, <lb/>  
ein winziges Etwas, das nicht an vollkommen probemäßige <lb/>  
Manieren erinnert; auch der stark entwickelte Sinn für alles <lb/>  
Komische, der dem Geschlecht nötigenfalls selbst in verzweif- <lb/>  
lungsvolle Lagen folgt, namentlich aber ein etwa sich regen- <lb/>  
der, irgendwie gegründeter Verdacht, daß es mit der beruf- <lb/>  
lichen Weisheit des Doktors oder Professors nicht durchaus <lb/>  
unanfechtbar bestellt sei, kann hier den Anlaß geben: der <lb/>  
vielleicht schon halb gewebte Heiligenschein des ärztlichen Not- <lb/>  
helfers zerfließt vor den Augen der bis dahin Gläubigen, das <lb/>bloß und fraglos Widerliche, sich dergestalt in Männerhänden <lb/>  
zu befinden, tritt ihr ins Bewußtsein, aber so heftig und un- <lb/>  
ausrottbar, daß jedes andere Gefühl, selbst das der Dankbar- <lb/>  
keit, darunter erstirbt und die Persönlichkeit des Arztes ihr <lb/>  
vollständig unerträglich werden kann. <lb/>

Ein feingesinntes und objektiver Erwägung halbwegs  
mächtiges Weib wird solchen Widerwillen mit kaum geringerer  
Gewissensunruhe empfinden, als etwaige Liebesregungen. Die  
letztem können ohnehin, wenn Not an Mann geht, und durch  
eine nicht ganz Unerfahrene, ohne übermenschliche Anstrengung  
auch einem minder verfänglichen Gattungsbegriff eingereiht  
werden, ein Auskunstsmittel, das für den Abscheu bekannter-  
maßen nicht zur Verfügung steht. Daß beides aber, die  
Liebe und ihr Gegenteil, der kranken Frau schon durch die  
Verhältnisse erspart bleiben möchte, ist ein wahlberechtigter  
Wunsch.

Doch nicht nur damit Frauengemüt und frauenhaftes  
Zartgefühl geschont und erhalten werde, will das Weib des  
Weibes Arzt sein, sondern weil sie wirklich hofft, an dieser  
Stelle auch sonst Schätzbares und Nützliches zu leisten.

Das Verschleppen schwerer Fälle z. B. durch die unter-  
suchungsscheue Frau, über das die Aerzte oft so bittere Klagen  
führen, wird sich in ganz ungeahnter Weise verringern, wenn  
die Leidenden einmal in den Stand gesetzt sind, den Nat  
einer medizinisch ausgebildeten Geschlechtsgenossin einzuholen.  
Wenn Professor v. Meyer in Zürich, wie oben angeführt, es  
eine unwiderlegliche Thatsache nennt, daß eine unverhältnis-  
mäßig große Zahl von Frauen einem dauernden Siechtum  
verfällt, weil natürliche weibliche Scheu sie davon abhalte,  
sich beizeiten an einen männlichen Arzt zu wenden, so sagt  
er damit nicht einmal genug. Denn nicht nur dem Siechtum  
verfallen sie aus diesem Grund, auch dem Tod. Und wel-  
chem Tod!

Seit nahezu anderthalb Jahrzehnten ist die operative

Behandlung von Carcinomen des Sexualsystems, namentlich  
des Fruchthalters, eine der wichtigsten Fragen der Frauen-  
heilkunde. Früher ging an dieser tödlichsten aller Krankheiten  
einfach jede davon Befallene zu Grunde. Seit Einführung  
der radikalen Operationsmethoden darf — wir folgen mit  
unsern Angaben einer Abhandlung von Dr. G. Winter in  
Berlin[[1]](#footnote-1)) — nach fachmännischer Berechnung angenommen  
werden, daß bei 25 Prozent der operierten Fälle ein Dauer-  
erfolg erzielt wird. In Wahrheit aber gelangen von allen  
am Krebs des betreffenden Organs Erkrankten doch nur  
7 Prozent zur Heilung, 93 sterben nach wie vor. Die Dia-  
gnose ist — nach Winter — in weitaus den meisten Fällen  
leicht und sicher, aber um eine heilbringende Operation noch  
vornehmen zu können, muß sie möglichst früh gestellt sein.  
Die allerersten Symptome müßten beachtet, der Arzt un-  
verzüglich aufgesucht, die Untersuchung sofort vorgenommen  
werden.

Es wird verhältnismäßig wenige Frauen geben, denen  
die Furcht vor Krebs, namentlich vor Unterleibskrebs, nicht  
irgend einen Zeitraum ihres Lebens vergällt Hütte; wer auf-  
merkt, kann da geradezu Komisches, aber auch tief Beklagens-  
wertes miterleben; und doch ertragen auch von den wirklich  
Erkrankten die meisten, und zwar Frauen jeden Lebensalters,  
monate- ja jahrelang oft sehr peinliche Symptome, ehe sie es  
über sich gewinnen, den Arzt ins Vertrauen zu ziehen. Und  
zwar nicht etwa, wie manche Aerzte annehmen, aus Furcht  
vor dem ärztlichen Ausspruch, denn die unbestimmte Angst,  
die sie erdulden, ist bitterer als alle Wahrheit, sondern ein-  
fach aus unüberwindlichem Widerwillen gegen die Vornahme  
der Untersuchung durch einen Mann. Zu den Hebammen  
laufen sie, ohne sich zu besinnen, aber wie viele von diesen  
sind denn gebildet und damit gewissenhaft genug, einen Fall,den sie nicht fraglos zu beurteilen verstehen, sogleich und mit  
dem gehörigen Nachdruck an den Arzt zu weisen? Giebt es  
doch selbst unter den Aerzten welche — darüber klagt der  
Winter'sche Artikel ebenfalls —, die aus irgend einem Grund,  
nach unserem entschiedenen Dafürhalten aber doch meist der  
sich weigernden Frau zu lieb, mit der Untersuchung zögern,  
bis es zu spät geworden ist. Der Operateur, dem der Fall  
endlich übergeben wird, vermag dann nur noch festzustellen,  
daß auch sein Messer keine Hilfe mehr bringen könne, und  
rettungslos verfällt die Unglückliche ihrem entsetzlichen Geschick.

Kein Wunder, wenn aus der Mitte derjenigen Spezia-  
listen, die Einsicht gewinnen in diese Zustände, mitunter ganz  
verzweifelte Vorschläge zu deren Beseitigung laut werden.  
Winter z. B. spricht davon, daß man die Hebammen in der  
ersten Krebsdiagnose unterweise, damit sie die an den be-  
stimmten Anzeichen Leidenden, soweit sie ihnen bekannt wer-  
den, ohne Zögern dem Arzt zuschicken. Die Hebammen! Als  
ob die es dann gleich thäten! Und als ob es irgendwie ge-  
raten wäre, dem vielbeklagten Halbwissen dieses Standes noch  
irgend weitern Spielraum zu verschaffen!

Ferner sollen die Frauen durch passende Schriften und  
durch ihre Aerzte dazu geführt werden, gewissen Symptomen  
größere und frühere Beachtung zu schenken. Solche Schriften  
müßten sehr praktisch und eminent verständnisvoll abgefaßt  
sein, und immer nur in ganz befugte Hände fallen, wenn sie  
nicht ungleich mehr Schaden als Nutzen stiften sollen. Die  
allerersten Anzeichen der fraglichen Neubildungen und die an-  
derer, viel harmloserer Erkrankungen sind, nach fachmännischem  
Urteil, für den Laien nicht zu unterscheiden; daß aber der  
grundlose Krebsschrecken noch weiter unter die Frauen ge-  
tragen werde, als er vorher schon unter ihnen ist, muß durch-  
aus abgewehrt werden.

Und was die Belehrung der Frauen durch ihre Haus-  
ärzte betrifft, so möchte auch diese nicht so unschwer anzubringensein. Die Hausärzte wissen sehr wohl, daß es Gebiete giebt,  
die sie einer Mehrzahl ihrer weiblichen Patienten gegenüber  
ohne direkte Aufforderung nicht leicht betreten dürfen, und  
auf denen sie sich auch dann mit Vorsicht zu bewegen haben.  
Ermahnungen, Belehrungen oder gar Fragen nach gewisser  
Richtung an Gesunde und gesund Scheinende, die keinen Rat  
erbitten, würden, zumal in öfterer Wiederholung, als böse  
Taktfehler empfunden und verurteilt. Kliniker gewinnen davon  
in der Regel nicht die volle Vorstellung. Dem erfahrenen  
praktischen Arzt aber ist sogar noch mehr bekannt. Er weiß,  
daß die Frauen nicht nur untersuchungs-, sondern auch be-  
kenntnisscheu sind, in hohem Grad. Beinahe jede verheimlicht  
etwas, sucht etwas für sich zu behalten, besonders in Dingen,  
die auszusprechen ihr Zartgefühl verletzt. Zuweilen ist es  
Unwesentliches, manchmal aber auch recht Wichtiges, von dem  
der Arzt entschieden Kunde haben müßte; die Weiblein aber  
sagen trotzdem nachher ganz triumphierend: „Alles hat der  
Doktor auch nicht zu wissen gebraucht!"

Wie unter solchen Umständen die gleichfalls erhobene  
Forderung, daß, da es auch, allerdings seltene Carcinome der  
betreffenden Gattung gäbe, die sehr lang symptomlos bleiben,  
da ferner vom zwanzigsten Jahr bis ans Lebensende kein Alter  
davor sicher sei, eigentlich alle Frauen sich alljährlich mehrere-  
mal, gerade so wie sie zum Zahnarzt gehen, dem einschlägigen  
Spezialisten zur Begutachtung stellen sollten, wie diese For-  
derung durchzusetzen wäre, ist vollends unerfindlich. Nicht ein-  
mal mit Zwangsmaßregeln!

Daß aber diesen Unzuträglichkeiten allen eine sehr wirk-  
same Remedur geschafft würde durch den weiblichen Arzt, ist  
mehr als sonnenklar.

Soviel dem Laien übersichtlich wird, stehen in der  
Geburtshilfe zur Zeit zwei Richtungen einander gegenüber.  
Die Kluft zwischen beiden ist schon recht tief, die Gegensätze  
scheinen bereits erheblich scharf geworden. Auf der einen

Seite die Radikalen, die des Glaubens sind, daß auch die  
Geburtshilfe am Beginn eines chirurgischen Zeitalters stehe,  
in welchem unter dem Fittig der Antisepsis dem operativen  
Eingriff ein Feld glänzender und erfolgreicher Thätigkeit sich  
immer weiter öffnen werde. Auf der andern die Konservativen,  
die im Vertrauen auf das Vermögen der Natur, die Vorgänge  
bei der Geburt eines neuen Weltbürgers zwar gut beobachtet  
und sorgfältig unterstützt wissen wollen, den Arzt aber nur  
da, und auch dann nur nach reiflicher Ueberlegung und mit  
großer Vorsicht einzugreifen für berechtigt halten, wo der natür-  
liche Mechanismus über vorhandene Regelwidrigkeiten nicht  
Herr zu werden vermag.

Diese zweite Richtung hat in letzter Zeit immer häufiger  
und immer dringender den Warnungsruf erhoben. Daß die  
Verhältnisse der Sterblichkeit an der Geburt und im Wochen-  
bett von jeher ungünstige waren, ist bekannt. Man sollte nun  
meinen, daß doch wenigstens seit der allgemeinen Einführung  
der Antiseptik die unheilvollen Zahlen, die darüber Aufschluß  
geben, sich um ein bedeutendes vermindert haben müßten.  
Aber Männer wie Hegar, Dohrn, Veit u. a. bekunden das  
Gegenteil. Sie weisen nach, daß zwar an einzelnen Orten  
eine gewisse Verringerung der Todesfälle sich feststellen lasse,  
daß aber deren Gesamtzahl doch kaum irgendwie abgenommen  
habe, der volle Segen der Antiseptik jedenfalls nirgends er-  
reicht sei. Hiefür wird von ihnen vor allem die reißendschnelle  
Zunahme der geburtshilflichen Operationen, namentlich in der  
Privatpraxis, verantwortlich gemacht.

In der Statistik für Baden sagt Hegar geradezu: „Das,  
was durch die Einbürgerung der Antiseptik erreicht ist, ist  
ebenfalls durch Vielthuerei, besonders durch die viel größere  
Zahl der operativen Eingriffe und die damit in reichlicherem  
Maße gegebene Gelegenheit zu Infektionen wieder verloren  
gegangen."

Die einzelnen geburtshilflichen Operationen und Hand-griffe sind offenbar genau präzisiert; schwankend erscheinen nur  
die Indikationen und Bedingungen zum Eingriff. Wenn aber  
Dr. I. Veit, indem er den ungleich größern Wert betont,  
den die Geburtsbeobachtung in der Klinik gegenüber der poly-  
klinischen Geburtshilfe für die Ausbildung des angehenden  
Arztes habe, zu dem Ausspruch gelangt: „Allzu!eicht kommt  
der junge Arzt dazu, in der Geburtsbeschleunigung,  
die ihn aus oft elender Wohnung befreit, ein wün-  
schenswertes Ziel zu sehen. Die Ungunst der äußern  
Umstände wird von Einfluß sein auf die Jndikations-  
stellung im Sinn einer gewissen Vermehrung der  
Operationen"i), so möchten sich einem bei solcher, gewiß nicht  
unbedachtsam in die Welt geschleuderten Anklage, im Hinblick auf  
die eben angeführten Worte Hegars, wohl die Haare sträuben.

Es gehört zu den widersinnigsten Merkmalen des Frauen-  
elends innerhalb unserer kulturstolzen Gesellschaft, daß die  
Frau dort, wo der Weltplan ihr Pflichten auferlegt, für deren  
Erfüllung sie jederzeit ihr Leben einzusetzen hat, dort wo sie  
Schlachten schlägt, die mehr Opfer kosten, als je vom Manne  
im Wehrdienst des Vaterlandes gefordert worden sind, daß  
sie auch dort fast ganz rechtlos ist. Unter den berufenen Ge-  
burtshelfern entbrennt ein Krieg der Meinungen; der Gegen-  
stand, um den es sich dabei handelt, ist das Leben des Weibes;  
die stärksten Anklagen wegen Gefährdung desselben fliegen von  
einem Lager ins andere: sie selbst aber hat weder Sitz noch  
Stimme im Rat. Hier ist einer der Punkte, wo die Bedürfnis-  
frage nach dem weiblichen Arzt zur Rechtsfrage wird im emi-  
nenten Sinn. Denn die Frau vertritt ihr Recht, das unver-  
äußerliche Menschenrecht zu leben, wenn sie nach der Möglich-  
keit begehrt, in Fragen von so furchtbarer Tragweite für sich  
selbst, wissenschaftlich herangebildete Sachverständige des eigenen

') Der geburtshilfliche Unterricht. Vorschläge zur Verbesserung  
desselben. Von Or. I. Veit. Berl. Klin. Wochenschrift. 1891. Nr. 14.

Geschlechtes zu besitzen, die mit zu prüfen und mit zu ent-  
scheiden im stände sind.

Wenn jeder Vier- oder Fünfundzwanzigjührige, der seine  
medizinischen Examina zur Not hinter sich gebracht hat, den  
Entscheid über Leben und Tod eines Weibes, das sich ihm an-  
vertrauen muß, weil just kein Besserer in der Nähe ist, in  
der Hand halten kann, so darf wohl mit Ernst verlangt wer-  
den, daß unter den Meistern, auf deren Wort ein also Un-  
erfahrener in solchen Augenblicken uoleus volens zu schwören  
hat, sich künftighin auch Frauen befinden. Die Sache selbst  
wird dadurch nach Wissenschaft und Praxis nur gewinnen.  
Die Geburtshilfe mit ihren Annexen wird immer im Interessen-  
gebiet des Heilkunde studierenden Weibes liegen und die Fähig-  
keit der Einsicht, die Geschicklichkeit dazu werden ihr nicht fehlen.

Man wird uns hier natürlich die alte Läpperei aufwürmen,  
daß, wenn dem so wäre, die Frauen, in deren Händen die  
Geburtshilfe von Anbeginn der Welt an und sehr lange allein  
gelegen sei, diese Kunst doch etwas mehr gefördert haben  
müßten, als wirklich der Fall gewesen. Diese abgenützte  
Behauptung verhält sich aber für den, der einigen wirklich  
historischen Sinn besitzt, doch wesentlich anders. Denn erstens  
war, wie neuestens auch Fehling anführt H, schon zu Hyppo-  
krates' und Eelsus' Zeiten, das, was man damals von opera-  
tiver Geburtshilfe kannte, Sache der Männer, die es demnach ge-  
rade auch nicht herrlich weit brachten; zweitens wird man nie dar-  
über ins klare gesetzt, von wem eigentlich die Hebammen der  
späteren Jahrhunderte ausgebildet wurden, ob bloß von ihres-  
gleichen, oder doch wiederum, wie in der Gegenwart, vorzugs-  
weise von männlichen Lehrern; und drittens waren im 16. Jahr-  
hundert, als die Männer anfingen, in das Fach einzudringen,  
bereits die noch jetzt als sehr gut anerkannten einschlägigen

H Pros. Dr. H. Fehling, Die Bestimmung der Frau. Ihre  
Stellung in Familie und Beruf. Stuttgart. Ferd. Enke. 1892, S. 6.

Schriften derLouise Bourgeois erschienen, erschien im 17. Jahr-  
hundert das Werk der Siegemundin, von dem auch Fehling  
sagt, daß es große Erfahrung zeige und reich sei an trefflichen  
Ratschlägen, nach denen heute noch gearbeitet werdet).

Gut und für Jahrhunderte gültig ausgemünztes Wissen  
in einem Fach wächst aber niemals wild auf unbebautem Acker,  
oder in einem einzelnen Gehirn, sondern ist immer anzusehen  
zugleich als ein aus Vorarbeit und Mitarbeit verwandter  
Faktoren Hervorgegangenes. So liefern denn auch die Bücher  
jener beiden bloß den Beweis, daß die Herren der Schöpfung  
auf dem Feld, das sie nun an sich brachten, nicht nur die grobe  
Arbeit so ziemlich gethan, sondern durch Frauenwirken und  
Frauenwissen den Boden schon sehr bedeutend kultiviert vor-  
fanden. Und wenn seit Einbürgerung der Zange in die ge-  
burtshilfliche Praxis nunmehr beinahe zweihundert Jahre ver-  
flossen sind und — immer nach Fehling — die operative Ge-  
burtshilfe seither ganz den Männern zugefallen ist, und trotz-  
dem auch über die Bedingungen zur Anwendung der Instrumente  
zwischen den ärztlichen Geburtshelfern noch jetzt so tiefgehende  
und schicksalsvolle Meinungsunterschiede sich aufthun können,  
wie der, von dem wir ausgegangen, so liegt am Tage, daß  
auch die männliche Förderung der Disciplin, der doch in  
neuer und neuester Zeit noch ganz andere Hilfsmittel unter  
die Arme greifen, als den Frauen bis zum 16. und 17. Jahr-  
hundert, eine nicht übertrieben schnelle war und ist.

Daß die Frauen für die Ausführung mancher geburts-  
hilflichen Operationen zu schwach seien, wird oft angeführt.  
Es ist aber nicht wahr. Unsere gesunden jungen Mädchen  
sind sogar recht stark. Daß eine Fünfzehnjährige ihren acht  
oder neun Jahre alteren Bruder im Zimmer herumträgt, ist  
eine Familienbelustigung, die häufig vorkommt. Und im Feld-

') Fehling, Die Bestimmung der Frau. Stuttgart. Enke.  
1802. S. 7 u. 8.

zug 70—71 haben die Frauen auch nach der Seite der Körper-  
kraft Staunenswertes geleistet. Namentlich nach der Seite  
der mit Ausdauer verbundenen Stärke. Bücken z. B. konnten  
sie sich damals oft viel andauernder als manche der stattlichen  
Herren Oberstabs- und Stabsärzte, und in der Küche der  
großen Feldspitäler auch viel länger Brot schneiden als die  
Johanniter und andere Kriegsschauplätzler, falls man je einen  
dazu herbeibekam, die gewöhnlich nach einer Stunde schon  
über Blasen an ihren seidenen Händchen ächzten.

Die Frage wegen der geburtshilflichen Operationen ist  
überdies praktisch bereits gelöst. Die Aerztinnen in Amerika,  
in England und Frankreich machen die Sache, Frau Doktor-  
Heim in Zürich macht sie ebenfalls und hat in fünfzehn  
Jahren einer großen Praxis nur einmal Hilfe nötig gehabt[[2]](#footnote-2)),  
was ja beim männlichen Arzt auch vorkommt. Was braucht's  
da weiter Zeugnis?

Auf Kongressen und in Fachschriften, von überall her,  
wird gegenwärtig nach Verbesserung des geburtshilflichen Unter-  
richts an den Hochschulen gerufen. Vielfach mit dem Hin-  
weis darauf, daß das lebendige Material dazu nicht reichlich  
genug vorhanden sei.

Die Frauen, auch die ärmsten, wollen nicht in die Kli-  
niken, selbst dort nicht, wo sie, wie in Straßburg, noch am  
Anfang der 80er Jahre — ob sich darin seither etwas ge-  
ändert hat, ist uns unbekannt — neben ausgezeichneter War-  
tung und Pflege ihren vollen Wochenverdienst ausbezahlt er-  
hielten, und fragt man nach den Gründen, so bekommt man  
als ersten und letzten immer wieder den Hinweis auf die „jungen  
Herren". Math. Weber erzählt davon eine ergreifendeGeschichte.-)

Der weibliche Studierende würde wahrscheinlich auch hier  
bald bessere Zustände herbeiführen helfen. Wenn zwischen  
den „jungen Herren" am Bett eines solchen armen Weibes  
auch nur ein paar teilnahmsvolle Frauengesichter auftauchten,  
würde sie sich minder verlassen und beschämt fühlen und sie  
und andere mit ihr würden weit eher geneigt sein, auch ein  
nächstesmal wieder als Studienobjekt zu dienen.

Wer den weiblichen Arzt sicher einmal als Segen zu  
spüren haben wird, das ist die kinderlose Frau. Das Ge-  
schlecht der Ehefrauen — um andere handelt es sich für uns  
nicht an diesem Punkt — wird von der Gegenwart unter  
schwere Anklage gestellt. Trübe und häßliche Dinge werden  
gegen sie ausgesagt. Ihrer viele, so behauptet man, sähen  
in der Kinderlosigkeit, oder wenigstens in der Beschränkung  
der ehelichen Nachkommenschaft aus ihr Minimum, bloß ein  
wünschenswertes Ziel, auf das mit schädlichen und verwerf-  
lichen Mitteln planmäßig losgearbeitet werde. Und zwar  
nicht aus etwa mißverstandenen Gründen der öffentlichen  
Wohlfahrt, sondern aus rein persönlicher Bequemlichkeit,  
Eitelkeit und Vergnügungslust.

In Amerika und bei unseren Nachbarn hinter den Vo-  
gesen gehören diese Anschuldigungen längst zu den öffentlich  
erhobenen und diskutierten; Daudet z. B. in seinem „Jm-  
mortel" läßt darüber Worte sprechen von der bittersten  
Deutlichkeit. Wie nahe dieselben auch bei uns der Wirklich-  
keit kämen, sei hier dahingestellt; zum Glück dürfen wir, ohne  
das Gewand unserer Tugend in allzu anspruchsvollen Falten  
um uns zu werfen, noch immer annehmen, daß die über-  
wiegende Mehrzahl der deutschen Ehefrauen sich ihre sittlichen  
Begriffe nach dieser Richtung unverworren erhalten habe.  
Auch das fünfte und sechste Kind wird von unsern Müttern  
in die Arme genommen als ein kostbarer Besitz und die kinder-  
lose Frau rechnet sich selbst in vielen Fällen eben darum nicht  
zu den glücklichen.

— 65 —

Der gewöhnliche Lauf der Dinge ist, daß in einer Ehe,  
der die Nachkommenschaft ausbleibt, mit allen Mitteln  
versucht wird, das Mißgeschick zu heben; dafür sind neben  
den individuellen Wünschen oft noch Familienrücksichten der  
verschiedensten Art maßgebend. Die kinderlose Frau gehört  
denn auch zu den wiederkehrendsten Erscheinungen im Sprech-  
zimmer des Frauenarztes, und ihrer nicht wenige verbringen  
ein halbes Menschenalter im stets erneuten Suchen nach der  
ersehnten Hilfe. Bis jetzt ist, wenigstens von der verständnis-  
losen Menge, die Schuld an den betreffenden Verhältnissen  
fast immer ohne weiteres der Frau aufgebürdet worden, und  
auch die Wissenschaft hat noch nicht viel gethan, um sie von  
dem Fluch zu erlösen. Angebahnt ist manches, und die fach-  
männischen Hinweise darauf, daß hier noch zu durchforschendes  
Land vorliege, kehren regelmäßig wieder, erreicht ist wenig.  
Die Voraussetzung aber, daß dieses Gebiet einmal von den:  
weiblichen Mediziner mit regem Interesse und frischer Kraft  
in Angriff genommen werde, liegt nicht fern und ist erfreulich.

,,Vou8 rv6 parier tou^our8 cks mackains, pails^-nioi äovc  
ktU88t ä« sagte jene berühmte Pariser Hebamme

zu dem gleichfalls berühmten Frauenarzt, mit dem sie im  
Auftrag eines vornehmen Hauses, wo dem verdorrenden  
Familienstamm, aus Fideikommiß-Gründen, um jeden Preis  
eine neue Hoffnung geschafft werden sollte, zu verhandeln hatte.

Von wird möglicherweise in dergleichen Fällen

künftighin überhaupt etwas weniger die Rede sein, als bisher,  
und manches Gute gestiftet werden können. Wenn auch nur  
dadurch, daß man die bedauernswerten Frauen nicht mehr  
unablässig von einer Behandlung in die andere hetzt und  
ihnen für Körper und Gemüt mehr Ruhe gönnt. Auch die  
verwunderlichen Gruppen der „psychoneurotischen Sterilität"  
und ähnliche würden dann die sicher nicht überflüssige Ein-  
schränkung erfahren, und nur die wirklich greifbaren Ursachen  
zur Anerkennung kommen.

S. Binder, Weibliche Aerzte. 5

Und endlich, welch ein Feld der Thätigkeit wird sich dein  
weiblichen Arzt aufthun innerhalb der speziell weiblichen Ge-  
sundheitspflege. Was für Zustände auf diesem Gebiet noch  
herrschen, welche Summe von Aberglauben und Zweckwidrig-  
keit sich hier noch fortschleppt, von einer Zeitgenossenschaft zur  
andern, ist geradezu unglaublich. Der männliche Arzt hat  
davon keine Ahnung; weil er erstens nach diesen Dingen  
niemals fragt, und zweitens sie auch niemals im vollen Um-  
fang erfahren würde, selbst wenn er früge. Denn sind die  
Frauen schon verschlossen und hinterhältig in ihren Krankheits-  
angelegenheiten, so erscheinen sie, dem Arzt gegenüber, vollends  
ganz zugeknöpft, wo es sich um ihre privaten Maßnahmen für  
normale Tage handelt.

Man darf daher wohl sagen, daß das Geschlecht in dieser  
Beziehung beinahe gänzlich unberaten sei. Wie unwissend  
und dadurch zugleich wie unbeschützt läßt man alljährlich  
lausende von jungen Mädchen in die Fremde gehen, um ihr  
täglich Brot; wie unwissend überantwortet man die junge  
Frau dem oft keineswegs vernünftigen Gatten. Man wird  
freilich sagen, das wäre in erster Linie mit den Müttern ab-  
zumachen. Mit den Müttern! Die wissen ja selber so wenig!  
Und sind auch häufig viel zu denkungewohnt, um ihr bißchen  
eigene Erfahrung aus seiner subjektiven Verkapselung zu be-  
freien und so bei sich zu verarbeiten, daß es in objektiver  
Weise zur Belehrung eines Dritten verwendet werden könnte.

Es giebt auch Bücher, die angeblich sich mit dem be-  
schäftigen, was zum Gesundheitsleben des Weibes im weitem  
Umfang gerechnet werden kann; in einzelnen findet man auch  
manchen guten Wink, die meisten aber dreschen leeres Stroh.  
Ihre Verfasser sind schon viel zu unbekannt mit dem Ratten-  
könig von unnützen Gewohnheiten und Vorurteilen, der da  
zuvörderst auseinander gehäkelt und beiseite geräumt wer-  
den müßte, ehe Platz wäre für vernunftgemäßere Anschau-  
ungen. Die eigentümlich geartete Form von Unwissenheit, diedabei in Frage steht, belehrt sich eines bessern überhaupt nicht  
aus Büchern. Hier gilt es lebendige Weisheit zu schaffen,  
zweckmäßige Ueberlieferungen, die sich fortpslanzen von Mund  
zu Mund. Dazu aber braucht's ein Geschlecht, dem durch  
Berufene aus der eigenen Mitte die Fähigkeit erobert worden  
ist, sich wissenschaftlich auf sich selber zu besinnen, sich selbst  
erst einmal physiologisch zu begreifen. Diese Berufenen aber  
könnten naturgemäß nichts anderes sein, als weibliche Aerzte.

Daß sie bei dem nicht inne halten wollten und würden, was  
sie dem eigenen Geschlecht bloß als solchem zu leisten vermöchten,  
ist selbstverständlich. Und daß es auch ihnen nicht gelingen  
wird, einen Himmel von ungetrübter Gesundheit und leidfreier  
körperlicher Wohlfahrt aus die Erde zu verpflanzen, steht fest.  
Auch unter ihrer Mitwirkung wird die Wissenschaft zahllosen  
Krankheitserscheinungen machtlos gegenüberstehen. Wir wer-  
den die unsichern Diagnosen haben, die unzulängliche Therapie,  
vielleicht nicht weniger als bisher; das Todesurteil, das  
jeden Lebens Wiegengabe bildet, wird Vollstreckung finden  
nach wie vor. Aber der weibliche Arzt wird schon dadurch,  
daß er überhaupt in die Erscheinung tritt, Gutes thun. Er  
wird Daseinsstrecken erhellen, Lebensschwierigkeiten beseitigen  
helfen, die ohne ihn für immer dunkel bleiben, oder als  
schmerzlich empfundene Last weitergeschleppt werden müßten.  
Seinen voll zugemessenen Wirkungskreis fände er auf alle  
Fälle.

Für uns handelt es sich hier in Kürze nur noch darum:  
wie bekommen wir ihn? Auf welche Weise wird er geschaffen?

Wenn man die Frage einfach nehmen wollte, wäre sie  
natürlich auch unbeschreiblich einfach. Das Allereinfachste  
würde wohl sein, man ließe die Mädchen, die auf das Reife-  
zeugnis für die Universität losarbeiten sollen, gleich mit den  
Jungen in die Schule gehen. Bis Obertertia incl. ginge das  
am Ende schon, besonders wenn es gelänge, irgendwie auch  
weibliche Lehrkräfte zu verwenden. Wäre, wie von erfahrenen  
Schulmännern behauptet wird, für die Herren Sekundaner  
und Primaner die Beunruhigung durch die Nähe aufblühender  
Weiblichkeit dann im Ernst zu groß, so müßte man von  
Untersekunda an eben weibliche Parallelklassen einrichten.  
Oder aber, wenn der gemeinschaftliche Unterricht wirklich schon  
früher unthunlich sein sollte, was übrigens erst praktisch zu  
beweisen wäre, so gründe man Mädchengymnasien. Aber mit  
vortrefflichen Lehrern; nicht mit jenem schulmännischen Abhub,  
der in der Mädchenerziehung manchmal zur Verwendung  
kommt. Geht auch dieses nicht, wofür zur Stunde, im  
tosenden Streit um das deutsche Mittelschulwesen, der ge-  
eignete Zeitpunkt allerdings nicht vorhanden sein mag, so lasse  
man die Frauen in Gottesnamen vorläufig wenigstens ihre  
Abiturientenprüsungen an einer der hierfür vorgesehenen An-  
stalten machen.

Derartig abgelegte Examina geben freilich nicht immer

genügenden Aufschluß über wirklich angemessene Vorbildung,  
und der Widerstand vieler Universitätslehrer gegen die un-  
sichern Eindringlinge könnte dadurch wesentliche Stärkung er-  
fahren. Wenn aber Virchow bei den Verhandlungen der  
Schulkonferenz im Dezember 1890 erklärt hat: daß ein prak-  
tisches Bedürfnis, alte Sprachen zu treiben, für die Medi-  
ziner in der That nicht vorhanden sei; daß er keinen innern  
Grund anführen könne, warum nicht Schüler von Realschulen  
zum Studium der Medizin und der Naturwissenschaften zu-  
gelassen werden sollten; wenn er ferner erklärt, daß der ge-  
sunde Menschenverstand in unsern gelehrten Schulen etwas  
unterdrückt werde, weil die dort Vorgebildeten zuviel gelehrte  
Formeln in sich aufnehmen; daß bei den Gymnasial-Abitu-  
rienten zuweilen die halbe Studienzeit vorübergehe, ehe sie  
dahinter kommen, daß das Fachstudium Dinge treffe, die ab-  
solut notwendig, häufig auch angenehm und befriedigend zu  
lernen seien; wenn er sagt, daß die Lehrer der Medizin ja  
sehr viel Gelegenheit haben, mit einem Schülermaterial zu  
arbeiten, das, wie alle ihre amerikanischen und japanischen  
und ein großer Teil ihrer englischen Hörer, keine eigentliche  
Gymnasialbildung besitze, und daß doch die größere Zahl  
dieser nicht klassisch gebildeten jungen Leute mit viel größerem  
Ernst und viel größerer Hingabe sich an die Arbeit mache,  
als die Mehrzahl unsrer einheimischen Gymnasial-Abiturienten,  
so dürfen wir hoffen, daß es unsern Abiturientinnen, unter  
schulgerechter Beihilfe, wenn auch vorerst noch auf privatem  
Weg gelinge, sich eine befriedigende Wisfensgrundlage für den  
künftigen Universitätsunterricht zu erwerben. Soviel wie eine  
japanische Vorbildung werden deutsche Mädchenköpfe wohl  
auch noch zusammenbringen.

Für das spätere Studium wäre es wahrscheinlich das  
Geeignetste, den Frauen die deutschen Hochschulen von reichs-  
wegen aufzuschließen, also sämtliche zumal; und ebenso alle  
Fakultäten. Will man das letztere nicht, dann wenigstensaußer der medizinischen noch die naturwissenschaftliche und die  
philosophische. Die Konkurrenzfrage bildet zwar, wie auch  
verschiedene Volksvertretungen anerkannt haben, keinen Grund  
gegen die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf, die  
Schleuse aber allein vor der medizinischen Fakultät zu ziehen,  
wäre trotzdem weder ganz gerecht noch klug. Das Herein-  
dringen von Elementen, die sich im weiteren Verlauf als un-  
berufen und unbrauchbar erwiesen, könnte in diesem Fall  
kaum abgewehrt werden, und würde der guten Sache nur  
schaden.

Sind die jungen Medizinerinnen und ihre Eltern weise,  
so werden die erster» vor dem zurückgelegten einundzwanzigsten  
Jahr die Hochschule in der Regel nicht beziehen. Kann man  
dort so für sie sorgen, daß sie Familienschutz genießen, ohne  
Familienstörung, oder daß man, wo ihre Zahl einmal groß  
genug sein wird, ihnen wie in England und Amerika eigene  
Häuser einrichtet mit guten Wohnungen, guter Nahrung, Ge-  
legenheit zu körperlichen Uebungen, Unterhaltung und treuer  
Obhut, so thue man es. Auf alle Fälle mögen sie in thun-  
lichster Ruhe und Stille ihren Studien leben; nach Frau  
Webers trefflichem Rat sich mit dem Kapitel der Frauensrage  
ja nicht weiter beschäftigen, als durch gewissenhafte Arbeit in  
ihrem erwählten Fach sich von selbst ergiebig; die Formen  
der notwendigen Zerstreuung mit Besonnenheit wählen, haupt-  
sächlich das studentische Treiben ihrer männlichen Universitäts-  
genossen weder nachahmen, noch jemals teilen.

Gemeinsam mit denselben zu lernen, wird ihnen keinen  
Schaden bringen; besondere weibliche Akademien scheinen bis  
jetzt weder notwendig noch wünschenswert. „Eine Frauen-  
hochschule," sagt Pros. Ziegler, „würde sofort den Verdacht  
der Minderwertigkeit auf sich ziehen und darum die bessern  
Lehrkräfte auf lange hinein sich weigern, Mädchenhochschul-

0 M. Weber, Aerztnmen für Frauenkrankheiten. Anhang S. 9.

lehrer zu werden; und das würde dann in der That die  
Qualität der Leistungen ungünstig beeinflussen H.

Auch dem weiteren Umsichgreifen eines einseitigen Spe-  
zialistentums würde dadurch ein wenig anzustrebender Vor-  
schub zu teil. Es liegt ja in der Sache selbst, daß die  
Frauen in der Praxis zunächst und immer wieder sich der  
Frauen- und Kinderbehandlung zuwenden werden. Aber  
daß es irgendwo und irgendwie den Schein gewänne, als  
würde bei ihrer Ausbildung von vornherein Spezialisten-  
züchterei getrieben, muß unbedingt vermieden bleiben. Nir-  
gends dürfen Zweifel darüber entstehen, daß die Frauen nicht  
durchaus regelmäßig herangebildete Voll-Aerzte seien.

„Aerztinnen," sagt Pros. Eulenburg, „die nicht ganz und gar  
in dem Umfang ausgebildete Aerzte wären, wie die Männer,  
würden niemals das volle Vertrauen des Publikums, am  
wenigsten das ihres eigenen Geschlechtes zu erwerben ver-  
mögen. Sie würden nie als gleichberechtigt anerkannt werden,  
nie in ein kollegiales Verhältnis treten, nie zu Konsultationen  
herangezogen werden können; kurz sie würden eine in jeder  
Beziehung verfehlte und traurige Schöpfung vorstellen, und  
eine unglückliche, gedrückte, untergeordnete Rolle spielen —  
etwa nur als bessere Hebammen (und man weiß, wie wenig  
das besagen will), oder gleich jenen längst auf den Aussterbe-  
etat gesetzten ehemaligen „Chirurgen", die an kleinen Orten  
und auf dein Lande in Ermangelung von Aerzten eine kümmer-  
liche Existenz fristeten. — Also das ginge absolut nicht!  
Sollte hier einmal etwas geschehen, so müßte die Sache in  
großem Stile angefaßt, müßte ganze Arbeit gemacht werden.  
Dieselben Anforderungen, dieselben Rechte." ?)

r) Ziegler, Die soziale Frage eine sittliche Frage. Stuttgart.  
Göschen S. 127.

2) Alb. Eulenburg, Die Frauen und das Studium der Me-  
dizin. Nation 1891. Nr. 41.

— 72 -

Was das „kollegiale Verhältnis" mit den männlichen  
Aerzten anbelangt, so ist Pros. Eulenburg demselben, durch  
eine im ersten Teil seines Aufsatzes erzählte Geschichte, ein  
alle sanguinischen Hoffnungen stark niederschlagender Augur.  
Wir aber sehen uns damit dicht vor unsre letzte Frage gestellt:  
wie soll und wird dem künftigen weiblichen Arzt das Leben  
sich einmal ordnen? Natürlich können hier nur wenige Punkte  
herausgegriffen werden.

Leicht wird er es nirgends haben, darauf mache er sich  
nur von Anfang an gefaßt. Besonders nicht in den ersten  
fünfzig Jahren. Sturmbock sein ist keine bequeme Verwend-  
ung. Hat er seine Lehr- und Wanderjahre hinter sich, tritt  
er aus der immerhin geschützten Stellung des Lernenden  
heraus in die Leffentlichkeit, dann werden die Kampfestage  
erst recht für ihn beginnen. Auf das eben erwähnte „kolle-  
giale Verhältnis" treten wir hierbei gar nicht ein. Die Schwie-  
rigkeiten, die von jener Stelle ausgehen können und werden,  
sind für Laien nicht zu bemessen. Hoffen wir, daß die Kar-  
dinaltugend der Gerechtigkeit, die von den Männern so gern  
als eine der ihren in Anspruch genommen wird, unter ihnen  
wenigstens die edleren Gemüter lenke. Feinde, oder wenigstens  
Vorurteile werden auch sonst noch allerorten zu besiegen sein.  
Und beide werden sich vielleicht recht zahlreich dort erheben,  
wo man am wenigsten daraus rechnete.

Unter Führung des „Allgemeinen deutschen Frauen-  
vereins" ist im letzten Jahr eine Petition an den Reichstag  
in Umlauf gesetzt worden, die um die Zulassung der Frauen  
zum Studium der Medizin bittet. Sie hat sich rasch mit  
zahlreichen Unterschriften — über 60,000 sagt man — bedeckt.  
Von diesen 60,000 Petenten sind stark drei Viertel Frauen.  
Natürlich bedeutet diese Zahl nur einen Bruchteil derer, denen  
der weibliche Arzt als etwas Erstrebenswertes gilt. Aber  
wir wollen hoffen, daß, wenn das Institut wirklich ins Leben  
gerufen wird, es dann auch immer wieder 50,000 deutsche

Frauen finde, die seine Förderung sich so angelegen sein  
lassen, um nötigenfalls mit ihrer Unterschrift dafür einzu-  
stehen. Einzutreten aber auch für den Einzelnen mit Zu-  
trauen und wahrer Freundlichkeit. Die jungen Pioniere  
werden es brauchen können. Brauchen, gerade den Frauen  
gegenüber. Denn, es muß gesagt sein, die wackersten und  
treuesten Anhänger, aber auch gedankenlose und gereizte  
Widersacher wird der weibliche Arzt vorsinden unter seinem  
eigenen Geschlecht.

Wenn er selbst sich behauptet, müssen die letztern natur-  
gemäß mit den Jahren auch von selbst verschwinden; aber  
es wird ein oder zwei Menschenalter kosten.

Die Frau ist ultra-konservativ. Alles was an Umwälz-  
ung nur entfernt erinnert, widerstrebt ihr zunächst, selbst wenn  
sie es eigentlich haben möchte und einsieht, daß es ein Besseres  
wäre. Sie ist deshalb auch nur langsam zu gewinnen für  
neue Gesellschaftseinrichtungen; es soll überhaupt so wenig  
als möglich geschehen. Sie thut damit, was ihr natürlich  
ist: wer das Brutgeschäft besorgt auf dieser Welt, braucht Ruhe.

Und wenn Hegel die Frau die lebendige Ironie alles  
Gemeinwesens nennt, so ist das etwas scharf ausgedrückt.  
Aber wenn er damit sagen will, daß die Natur sie vorzugs-  
weise auf Individualität gestellt habe, so hat er recht. Die  
Frau folgt einem natürlichen Trieb, wenn eine die andere  
ausschließt. Sie weiß, daß die Hauptmacht, die ihr verliehen  
ist, auf der Eigenart ihrer Persönlichkeit beruht, und dem-  
zufolge wird sie aus Gründen des Wettbetriebes leicht unduld-  
sam gegen diejenigen ihres Geschlechts, deren Persönlichkeit  
kräftiger hervortritt, stärker sich abhebt von der Masse als die  
eigene. Jene zu bekämpfen, manchmal ganz blindlings, gegen  
den Vorteil sogar, den sie im allgemeinen aus ihnen ziehen  
könnte, scheint der bloß nach ihren angeborenen Instinkten  
handelnden Frau beinahe unabweislich. „Der Diamant ist  
unter den Quarzen verfehmt," sagt ein weiser Abyssinier.

Und „81 (^uklgu'un 6X66Ü6 parwi N0U8 c^u'il 8,4le kxoellsr  
aill6nr8," ist zwar Weltlosung überhaupt, vor allem aber  
Weiberfeldgeschrei.

Zu den beliebtesten Waffen in diesem Kampf gehört die  
Wohlweisheit. Eine Eigenschaft, die Fr. Bischer mit ziemlichem  
Recht gleichfalls zu den natürlichen des Weibes zählt. Sie  
kommt auch unter den Männern vor, ist aber hier jedenfalls  
weniger aggressiv als dort. Wer zusieht, wie so eine mit allen  
Gerechtsamen der Alltäglichkeit ausgestattete Dame L. oder P.  
eine arme Geschlechtsgenossin, die unvorsichtig genug war zu  
verraten, daß ihr Horizont weiter und ihr Blick schärfer sei,  
die aber wehrlos ist, weil sie logischer denkt, von der Höhe  
ihrer Gemeinplätze und Gassenweisheit oder auch des billigen  
Witzes herab vernichtet, kann sich ergötzen, wenn ihn nicht zu-  
fällig der Menschheit Jammer anwandelt.

Dieser natürliche Antagonismus ist es denn auch, mit  
dem man die Behauptung zu stützen pflegt, daß viele Frauen  
eben doch die Behandlung durch den männlichen Arzt vor-  
ziehen werden, weil der zwischen dem Kranken und seinem  
Arzt so notwendige Gemüts-Rapport zwischen Frauen nicht  
herzustellen sei, ja, daß in manchen Fällen das Weib es am  
Ende noch leichter finden werde, sich einem Mann, als einer  
Geschlechtsgenossin anzuvertrauen, in der sie doch immer, in  
irgend einem Sinn, die Rivalin sähe. Aber erstens sind  
jene geheimsinnigen Wechselbeziehungen überhaupt fraglich;  
wo sie sehr stark betont werden, vielleicht sogar etwas verdächtig;  
auf keinen Fall unerläßlich — die Männer untereinander und die  
Angehörigen großer Spitäler kommen ja für gewöhnlich auch ohne  
sie aus, und die Patienten werden trotzdem wieder gesund —  
und zweitens giebt es doch außerordentlich viele Frauen, die  
keineswegs nur mit ihren Instinkten wirtschaften, und denen  
auf dem Boden einer geläuterten Vernunft auch der Gemein-  
sinn wächst und das herzliche Vertrauen zu ihresgleichen. Ge-  
sinnungswahre und treue Frauenfreundschaft ist durchaus keineso seltene Blüte auf dieser Welt, als frivole Leute hie und  
da annehmen.

Aber nicht nur Feinde werden unsere weiblichen Heil-  
künstler einmal abzuwehren haben, manchmal auch sogenannte  
Freunde. Besonders in den großen Städten. Eine breite  
Schicht unseres welt- und großstädtischen Philistertums setzt  
sich zusammen aus Leuten, die sehr viel Unterhaltung brauchen.  
Was diese an Lebensernst besitzen, geht drauf für ihren Erwerb  
oder ihr Strebertum, im übrigen bildet das Spiel am Wege  
ihres Daseins Inhalt. Dazu haben sie Spielzeug nötig, und  
zwar rasch wechselndes. Es kann ein neues Kaffeehaus sein,  
oder ein neues Pferd, oder ein neuer Mensch. Namentlich  
begehrt sind Exemplare des letztern. Hauptsächlich solche, die  
gerade etwas nicht ganz Gewöhnliches gethan haben oder zu  
thun im Begriff stehen: Afrikareisende, Wahlkandidaten, frisch  
emporgekommene Talente aller Art. Warum in künftigen  
Tagen nicht auch einmal einer unserer weiblichen Aerzte, so  
lang er noch zu den Seltenheiten gehört? Er aber sehe sich  
vor. Das tanzt um ihn herum, zieht ihn in seine Wirbel,  
macht ihm auch weis, daß es sich für seine Sache interessiere,  
raubt ihm Zeit und Sammlung und — läßt ihn stehen,  
wenn in der nächsten Gasse irgend ein buntscheckiger Hans-  
wurst die Schellenkappe schüttelt.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der weibliche Arzt  
ein klösterliches Leben führen müsse. Im Gegenteil, er muß  
Welt und Menschen kennen lernen. Nur so, daß er der Ge-  
fahr gesellschaftlicher Zersplitterung, der die phantasievollere  
Frau in jüngern Jahren viel weniger Widerstandskraft ent-  
gegenzusetzen hat als der Mann, nicht dabei verfällt. Bloße  
Weitläufigkeit macht ohnehin niemals weise. Wenn unsere  
Aerztinnen klug sind, werden sie in der Hauptsache immerhin  
eingezogen leben. Schon um ihre körperlichen Kräfte jederzeit  
ungeschwächt zur Verfügung zu haben. Und auch um ihres  
guten Leumunds willen, der mit Sorgfalt zu behüten ist, wenn

sie nicht den Ast, auf dem sie sitzen, selbst unheilbar durch-  
sägen wollen.

Mannigfach gestaltete Verzichte auf Wohlbehagen und  
landläufiges Glück sind von dem weiblichen Arzt auf jeden  
Fall zu leisten. Ob unter ihnen auch der auf die Ehe sein  
müsse, ist eine Frage, die man oftmals aufwirft. Ihre Be-  
antwortung ist zwar vorderhand so wichtig nicht, daß man  
sie nicht getrost der Zukunft anheimstellen könnte; da es aber  
Leute giebt, die etwas wesentliches in ihr erblicken, so soll  
nicht daran vorbeigegangen werden.

Im praktischen Amerika, wo auf 1000 Frauen ungefähr  
1010 Männer kommen, sind demungeachtet nur sehr wenige  
der ausübenden Aerztinnen verheiratet Z. Damit scheint der  
richtige Weg in der Sache eingeschlagen. Der Satz, daß die  
Hausfrau und Mutter dem Hause gehört, kann durch nichts  
umgestoßen werden. Ein großer Teil der sozialen Frage wäre  
gelöst, wenn wir ihn überall durchführen könnten; beklagens-  
wert genug, daß für die untern Stände fast ganz darauf ver-  
zichtet werden muß. Sollen wir die Unzuträglichkeiten von  
dort auch weiter hinauf verpflanzen? So oft in einer Volks-  
vertretung die Frage des Frauenstudiums zur Diskussion ge-  
stellt wird, erneuert sich aus dem Mund der Männer die  
Klage über schlechte Hausfrauen und Mütter, über mangel-  
hafte Erziehung der Töchter gerade in den bessern Ständen.  
Und diese Klage trifft leider doch in so vielen Fällen das  
Richtige, daß sie eine Schmach ist für alle. Soll ihr noch  
weitere Nahrung und Berechtigung zugeführt werden?

Hausfrau und Mutter sein, es recht sein nämlich, ver-  
langt den Einsatz einer ganzen Persönlichkeit, die volle All-  
gegenwart der Gedanken und des Herzens, und des Thuns.  
Wie könnte daneben nach außen hin noch ein Beruf erfüllt  
werden, der ganz genau dasselbe fordert? Niemand hat seine

0 vi-. C. Schultze, Die Aerztin im XIX. Jahrhundert.Persönlichkeit zweimal zur Verfügung. Die Mutterschaft, mit  
allem, was sie dem Weibe körperlich auferlegt, bildet ja allein  
schon ein unüberwindliches Hindernis. Möglich, daß einzelne  
die Sache durchführen und gut durchführen; dort müssen aber  
die Verhältnisse nach allen Seiten so besonders günstig dafür  
liegen, wie es eben nur im Ausnahmefall vorkommt. Die  
Regel wird am besten dahin lauten: Für die Verheiratete das  
Haus mit seinen Rechten und Pflichten; das Recht der ärzt-  
lichen Berufsarbeit für die Unverheiratete. Will eine von  
unsern künftigen Medizinerinnen in die Ehe treten, dann lege  
sie die ärztliche Praxis nieder. Und wenn eine andere ein-  
mal vor die Wahl gestellt, ob Mann oder Beruf, sich für  
das letztere entscheidet, und das Herz will ihr ein wenig schwer  
darüber werden, so wende sie ein Wort Grillparzers auf sich  
an, das er zu einem jungen Freund gesprochen

„Lasse sich nur ja ein junger Mann nicht von einer  
Neigung hinreißen, unbedacht zu heiraten. In der Jugend  
scheint es einem freilich unbegreiflich, wie man ohne die Kathel  
oder Resel leben kann? Aber es geht schon! Man muß es  
nur versuchen."\*)

Der Charakter des Weibes entwickelt sich in der Ehe  
ohnehin nur selten nach der Richtung und in dem Maße, wie es  
für eine im öffentlichen Beruf Thätige notwendig erscheinen  
muß. Schon die im ehelichen Verhältnis rechtlich so inferiore  
Stellung des weiblichen Teils verhindert dies. In der Liebe  
aber sucht die Frau ihrer Natur nach das Beherrschtwerden;  
sie lehnt sich an, läßt sich führen und verliert dadurch das  
selbständige Denken, das unabhängige Urteil, die Fähigkeit des  
freien Entschlusses, das Gefühl der persönlichen Verantwortlich-  
keit oft bis zu einem unbegreiflich hohen Grad. Selbst solche,  
bei denen von der „Ehrerbietung" und dem „Gehorsam", die  
ein Paragraph altwürttembergischen Eherechts von der Gattin

') Foglar, Grillparzers Ansichten. Stuttgart. Göschen. 189t.

deni Gatten gegenüber fordert, im übrigen sehr wenig zu  
spüren ist, berufen sich bei geringfügigen Gelegenheiten, die ein  
selbstthätiges Zustimmen oder Ablehnen sehr wohl zuließen,  
immer erst auf ihren Mann. Manchmal freilich bloß, weil  
sie es so bequem finden.

Und nicht nur vom Manne, auch von ihren Kindern ist  
die Frau häufig stark abhängig und beeinflußt. Es kann  
rührend sein, zuweilen ist es komisch, wie so eine gläubige  
Mutter die tastende Erkenntnis ihrer Heranwachsenden Jugend  
auf jeder vorübergehenden Stufe der Entwickelung als Gesetz  
verkündet und sie immer wieder zum Richtmaß macht, an dem  
auch die festgestellte Lebensanschauung wirklich Erfahrener un-  
bedenklich gemessen und, je nachdem, verworfen oder gut-  
geheißen wird.

Das alles mag für Haus und Ehe feine schönen und  
guten Kehrseiten haben, für ein Wirken im ärztlichen Beruf  
taugt es nicht. Der Arzt kann nicht Hausfrau und Mutter,  
die Hausfrau und Mutter nicht zugleich Arzt sein. Und da  
uns hierfür obendrein allezeit Unverheiratete genug zur Ver-  
fügung stehen werden, so überlasse man es diesen. Der Ge-  
sellschaft im allgemeinen und der Frauensache im besondern  
ist damit jedenfalls am besten gedient.

Die Unverheirateten freilich werden sich, eben als solche,  
manchmal etwas gefallen laffen müssen. Die bewußte Wohl-  
weisheit wird hie und da, gerade nach der Richtung, gegen sie  
in Anwendung gebracht werden. Das ist so der Welt Lauf.  
Dagegen hilft am besten echte Gelassenheit und Humor.

Man wird auch die bekannte Einwendung auffrischen,  
daß die Unverheiratete kein so guter Arzt sein könne, als die  
in der Ehe Lebende, weil ihr in manchen Dingen die persön-  
liche Erfahrung fehle. Nun, der männliche Arzt mußte, nach  
zahlreichen Seiten hin, bis jetzt ebenfalls ohne jede persönliche  
Erfahrung arbeiten und sein Pensum trotzdem erledigen. Der  
unverheiratete weibliche Arzt hat da immerhin noch viel voraus.

Und für das in Hinsicht auf thatsächliche Erfahrung doch  
recht beschränkte Gebiet, das seiner individuellen Wahrnehmung  
verschlossen bleibt, thut sich ihm ein anderes auf, das nur er  
beherrscht, das interessante Punkte genug bietet, und dessen  
weitere Erforschung in künftigen Tagen — es sei nur flüchtig  
an die fragwürdigen Aussagen und unbewiesenen Behauptungen  
des Bebel'schen Buches erinnert — von großer Wichtigkeit  
werden kann. Hoffen wir also, daß unsere unbärtigen Dok-  
toren sich auch hier durchschlagen.

Doch so weit sind wir noch gar nicht. Das Schicksal  
der großen Petition vorherzusagen, die seit November vorigen  
Jahres beim Reichstag liegt, ist nicht schwer. Es wird sich  
nicht eben viel unterscheiden von dem ihrer Vorgängerinnen,  
dort oder anderswo. Aber daß der Sieg schließlich den Frauen  
gehört, unterliegt keinem Zweifel. Wenn wieder nach fünf-  
unddreißig Jahren ein neues Geschlecht die menschliche Gesell-  
schaft vertritt, wird auch in Deutschland der weibliche Arzt  
auf festen Füßen stehen.

Bis dahin freilich werden noch heiße Arbeitsstunden  
schlagen. Drei Dinge sind, die die Frauen für ihre Zwecke  
brauchen: Mut, Ausdauer und Geld. Die beiden ersten haben  
sie schon vielfach bewiesen, das dritte ist nicht minder not-  
wendig. Wie auch der nächste Erfolg heiße, ob Gymnasium  
oder gleich hohe Schule, es muß Geld vorhanden sein,  
um entweder die Mittelschulen damit erst zu errichten, oder  
um reichliche Stipendien mit Weisheit verwilligen zu können,  
und die junge Sache auch nach dieser Richtung sofort kräftig  
zu stützen. Dieses Geld ist zu sammeln, je mehr je besser.  
Soviel davon liegt in Deutschland bei unabhängigen Frauen;  
mögen sie ihre Beutel und Herzen zunächst aufthun. Auch  
wer sonst Gutes und Besonnenes zu leisten vermag, sei will-  
kommen! Immer wieder, aber ohne Ueberstürzung, müssen

9 Bebel, Die Frau und der Sozialismus.die Hebel angesetzt, mit Wort und Schrift Freunde gewonnen,  
Vorurteile zerstreut werden.

„Alle Hände hoch!" lautet das Kommando auf hoher  
See, um die ganze dienstfähige Mannschaft eines Schiffes zu  
außergewöhnlicher Arbeit auf das Verdeck zu rufen. Auch  
hier ist außergewöhnliche Arbeit zu thun. Darum sei in  
dieser, ihrer eigensten Angelegenheit das Losungswort der deut-  
schen Frauen ebenfalls und noch für lange: Alle Hände hoch!

e.

1. Bert. Klin. Wochenschrift. 1891. Nr. 34. [↑](#footnote-ref-1)
2. Mathilde Weber, Ein Besuch in Zürich bei den weibl.  
   Studierenden der Medizin. Anhang „von Aerztinnen für Frauen-  
   krankheiten", 4. Auflage. Tübingen, Franz Fues. 1889.

   2) M. Weber, Aerztinnen für Frauenkrankh. S. 37. [↑](#footnote-ref-2)